

I.

EINLEITUNG

Dass der Staat eine exklusiv männliche Domäne sei, war ein immer wiederkehrender Topos im Diskurssystem des langen 19. Jahrhunderts. Es gehörte zur bürgerlichen Geschlechterordnung, der Frau die private, häusliche Sphäre und dem Mann den öffentlichen Raum zuzuweisen. Besonders die den Männern vorbehaltene militärische Verteidigung des Vaterlandes wurde genutzt, um den dichotomen Zuschreibungen die Weihe einer natürlichen Ordnung zu verleihen. Dennoch bedurfte es immer wieder neuer diskursiver Verhandlungen und Problematisierungen, um diese polare Konstruktion – und die damit verbundenen Privilegien – aufrechterhalten zu können. Nicht selten wurden Irritationen und Brüche innerhalb dieser Ordnung als Krisen der Männlichkeit beschrieben und zum Anlass genommen, tradierte Geschlechterhierarchien in neuer Form zu reinstallieren. Wo von Krisen der Männlichkeit die Rede war, las man spätestens gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch von staatlicher Degeneration. Und umgekehrt galt ein starker, gesunder Staat im Wilhelminischen Kaiserreich als Ausweis von Männlichkeit.¹ Die komplexen und immer wieder modifizierten Verknüpfungen von Männlichkeit mit dem Raum des Politischen möchte ich im Folgenden anhand der historischen Konstruktion des homoerotischen Männerbunds analysieren – einer Figur, die in der aktuellen Forschung als Analyseinstrument relativ ungebrochen weiterlebt.

Zur Legitimation des Männerbunds bediente man sich im Kaiserreich und in der Weimarer Republik verschiedener diskursiver Felder und Strategien. Macht, Wissen und Subjektkonstitution griffen auf spezifische Weise ineinander. Männerbündische Konstruktionen legitimierten sich dabei oft mehr oder weniger explizit über (sexu-
alwissenschaftliche) Triebmodelle. Der Einsatz dieses Wissens war an bestimmte Machtstrategien gekoppelt, die den politischen Raum unmittelbar tangierten. Zwischen der Konstruktion von Kollektiv- und Einzelsubjekt wurde eine diskursive Verbindung aufgebaut, in der Männlichkeit und Sexualität eine zentrale Scharnierfunktion hatten.

¹ Mythische Frauengestalten konnten dennoch – etwa in Gestalt der Germania – die Einheit der Nation symbolisieren, gerade weil sie als vor- oder metapolitische Subjekte verortet wurden. Wenk (1996).

1. Die ‚Erfindung‘ des Männerbunds um 1900

Die Rede vom Männerbund kam in Deutschland erstmals um die Jahrhundertwende auf. Wie viele seiner Kollegen versuchte auch der Ethnologe Heinrich Schurtz (1863-1903), Assistent am Bremer Übersee-Museum, Erkenntnisse über die Frühformen der eigenen Gesellschaft durch die Erforschung nicht-europäischer „Wilder“ zu gewinnen. 1902 wandte er sich mit seiner Monographie *Altersklassen und Männerbünde* an eine breitere kulturtheoretisch interessierte Öffentlichkeit.² Die Frau war laut Schurtz vor allem durch ihren sexuellen Trieb an die Familie gebunden, während der Mann sich durch einen (asexuellen) „Gesellschaftstrieb“ auszeichnete, der ihn zum „Träger gesellschaftlicher Verbände“ und „fast aller höheren gesellschaftlichen Entwicklung“ machte.³

Ganz anders wird zehn Jahre später der Schriftsteller und Wandervogelchronist Hans Blüher (1888-1955) männerbündische Zusammenschlüsse gerade mit Referenz auf eine spezifisch mann-männliche Sexualität erklären. Und obwohl auch Schurtz' Entdeckung zustimmende und sogar enthusiastische Reaktionen bei den Völkerkundlern und Wissenschaftlern benachbarter Disziplinen hervorrief, machten erst die Schriften Hans Blühers den Männerbund zum Gegenstand einer breiten gesellschaftlichen Diskussion. Während Schurtz die Grundpfeiler moderner Gesellschaften aus der Organisation „primitiver“ Völker evolutionstheoretisch herzuleiten suchte, bemühte Blüher moderne sexualwissenschaftliche und psychoanalytische Theorien zur Legitimation des staatstragenden Männerbunds. Dies machte seine Thesen einerseits angreifbarer und umstrittener, andererseits aber auch interessanter, provokativer und verlieh ihnen den Nimbus der Avanciertheit und Modernität.

Die Männerbundkonzeption Hans Blühers knüpfte an bestimmte Strategien an, erprobte aber auch neue, abweichende Lösungs- und Erklärungsmodelle für das Verhältnis der Geschlechter zueinander und zur sozialen Ordnung. Aus der „Frauenfrage“ war schon bei Schurtz – beinahe wider Willen – eine Problematisierung von Männlichkeit geworden. Blüher stellte ab 1912 explizit die Frage nach dem männlichen Subjekt und den konstitutiven Grundkräften des männlichen Kollektivs. „Und wie steht es mit der *Männerfrage*...? Ist es nicht interessant für unsere Art zu denken, daß es dieses Wort überhaupt nicht gibt?“, resümierte Blüher sein Erkenntnisinteresse 1917.

Während Schurtz einen entsexualisierten und undefinierten „Gesellschaftstrieb“ als Movens für den Männerbund einführte, erhob Blüher den *sexuellen* Trieb zur männerbundbildenden Kraft. Und als wäre diese Tatsache für viele Zeitgenossen nicht skandalös genug gewesen, machte Blüher darüber hinaus den *homosexuellen*

² Schurtz (1902a).

³ Schurtz (1902a), 17-20.

Trieb zur Grundlage von Staat und Gesellschaft. Hier konnte er insofern an Schurtz anknüpfen als dieser den „Gesellschaftstrieb“ bereits als exklusiv männlich reklamierte hatte. Andererseits wurde schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts die schädliche oder nützliche Funktion von Homosexualität für Staat und Gesellschaft in medizinischen und sexualwissenschaftlichen Diskursen verhandelt. Die beginnende Homosexuellenemanzipationsbewegung, in deren Umfeld Blüher sich bewegte, hatte ihrerseits entsprechende Argumente bereitgestellt. Die antifeministische und dann auch antisemitische Stoßrichtung seiner Theorie machte sie für viele von der Frauenemanzipation irritierte bürgerliche Männer nur noch attraktiver. Hinzu kam, dass seine Konzeption nicht auf prähistorische Mythen oder die Beschreibung fremder, „primitiver“ Stammesgesellschaften Bezug nahm, sondern auf ein aktuelles Phänomen seiner Gegenwart, die Jugendbewegung. Dass es Blüher gelang, verschiedene brisante Problemfelder (Sexualität, Jugend, Männlichkeit, Staatsbildung) miteinander zu verknüpfen und zu einem zusammenhängenden System zu verarbeiten, machte seine Werke zu Schlüsseltexten von enormer Wirkung und hoher Popularität.

Blühers Theorien vom mann-männlichen Eros sorgten zunächst innerhalb der Wandervogelbewegung für empörten Aufruhr, Besorgnis oder helle Begeisterung. Mit seinen Wandervogelmonographien war Blüher „mit einem Schlage ein berühmter und berüchtigter Mann“, wie er selbst rückblickend schreibt.⁴ Tatsächlich war seine Wirkung auf die sich als „vaterlos“ empfindende Generation der Jugendbewegung vor und nach dem Ersten Weltkrieg außerordentlich groß.

Zeitgleich wurden seine Thesen von Medizinern, Psychoanalytikern und Sexualwissenschaftlern ernsthaft diskutiert. Nicht zuletzt sein kurzer, aber intensiver Briefwechsel mit Freud über die Normalität von Homosexualität (bzw. „Inversion“) zeigt, dass die Zeitgenossen Blühers Theorien für keineswegs abwegig hielten. Dies belegt auch die während des Ersten Weltkriegs und in den ersten Nachkriegsjahren einsetzende Breitenwirkung seiner beiden Schriften zur *Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft* (1917 u. 1919). Hier hatte er seine in den drei Wandervogelmonographien (1912) entwickelten Thesen zum Männerbund im Anschluss an aktuelle sexualwissenschaftliche und psychoanalytische Theorien weiter ausgearbeitet und stärker systematisiert. Nicht nur Literaten wie Thomas Mann, Gottfried Benn, Kurt Hiller und Reiner Maria Rilke zeigten sich beeindruckt und griffen Blühers Männerbundkonzeptionen auf verschiedene Weise in ihren Schriften auf.⁵ Auch Sozialwissenschaftler, Theologen, Reformen und politische Akteure verschiedener Couleur von dem jüdischen Kommunisten Gustav Landauer bis zum nationalkon-

⁴ Blüher (1953b), 342.

⁵ So war selbst Franz Kafka „begierig“ Blüher zu lesen und teilte in einem Brief an Max Brod seine Leseindrücke mit: „Es hat mich aufgeregt, zwei Tage lang mußte ich deshalb das Lesen unterbrechen.“ Kafkas Bibliothek (2001), 28.

servativ-christlichen Heinrich von Gleichen rezipierten seine Werke ausführlich und setzten sich mit seinen provokativen Thesen auseinander.

Einer der prominentesten Kritiker der „Verblüherung“ der Jugend, der Münsteraner Soziologieprofessor Johann Plenge, hielt den erotischen Männerbund für einen „Affenbund“ und geißelte die „Verschweinerung unseres Geisteslebens“, die nur „unter den Juden“ Freunde finde⁶ – was wegen der besonderen Ausfälligkeit seines Tons wiederum eine Flut von Verteidigungen Blüherers in Gang setzte. An Blüher schied sich die Geister, wie ein Rezensent treffend bemerkte. Es gab kaum einen Kulturschaffenden des ausgehenden Wilhelminischen Kaiserreiches und der frühen Weimarer Republik, der Blüherers Thesen nicht kannte und sich nicht zu ihnen in der einen oder anderen Form positionierte. Er sei „einer der Propheten dieser aus den Fugen geratenen Zeit“, wie Freud nach Blüherers wissenschaftskritischer und antisemitischer Wende anmerkte.⁷

Blüherers antifeministische Thesen provozierten Frauen aus der Jugend- und Frauenbewegung zur Gegenoffensive, aber auch zur partiellen Zustimmung. Sein theologisch legitimierter Antisemitismus reizte Kaiser Wilhelm II. sowie hohe kirchliche Würdenträger zu euphorischer Zustimmung und forderte jüdische Wissenschaftler wie den jüdischen Theologen Hans Joachim Schoeps (der selbst aus der bündischen Jugendbewegung kam und ein glühender Anhänger Blüherers war) zu Kontroversen heraus. NS-Ideologen wie der Philosoph Alfred Baeumler und der Pädagoge Ernst Krieck stützten sich bei der Ausarbeitung ihrer nationalsozialistischen Staats- und Gesellschaftstheorien auf Blüherers Männerbund, wiesen allerdings dessen erotische Implikationen energisch zurück. Sie alle hatten in ihrer Jugend Blüherer gelesen. So auch der zweiundzwanzigjährige Heinrich Himmler, der am 4. März 1922 tief beunruhigt von seiner Blühererlektüre in sein Tagebuch notierte:

„[D]er Mann ist sicher kolossal tief in die menschliche Erotik eingedrungen und hat sie psychologisch und philosophisch erfaßt. [...] Daß es eine männliche Gesellschaft geben muß, ist klar. Ob man es als Erotik bezeichnen kann, bezweifle ich.“⁸

Blüherers Männerbundkonzeption ist bis heute in der Forschung präsent. Nicht nur, dass der Männerbund noch immer als analytische Kategorie fungiert. Männerbünden werden oft erotische Grundlagen unterstellt, ohne dass reflektiert wird, in welchem Kontext diese Vorstellung entstand und welche Funktion eine solche Sexualisierung des Politischen hatte. Differenziertere Analysen der Blühererschen Männerbundkonzeption sind bisher wohl auch deswegen nur vereinzelt unternommen worden, weil Blüherer als unwissenschaftlicher Vertreter der rechten Szene wahr-

⁶ Plenge (1920), 19.

⁷ Freud zit. n. Neubauer (1996), 131.

⁸ Himmler zit. n. Smith (1979), 156.

genommen wird. Zum einen galt die Untersuchung homosexueller Themen lange nicht als salonfähiges wissenschaftliches Thema, zum anderen verhinderte die extrem rechte politische Position Blüher's, ihn uneingeschränkt in die Ahnengalerie der Vorkämpfer der Homosexuellenemanzipation einzureihen. Unbestritten ist, dass Blüher ein extremer Antisemit war und als Schriftsteller und freischaffender Kulturphilosoph außerhalb der wissenschaftlichen Institutionen stand. Dies schmälerte seine Popularität jedoch keineswegs. Gerade seine Fähigkeit, brisante Themen, die gleichsam in der Luft lagen, aufzugreifen und zuzuspitzen, machte die breite historische Wirkung des Phänomens „Blüher“ aus, das man mit dem Verweis auf dessen Unwissenschaftlichkeit nicht erfasst. Dass Blüher trotz seines unverhohlenen Antifeminismus und Antisemitismus immer noch viele Anhänger findet, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass seine Werke bis heute aufgelegt werden und viele seiner Schriften im Internet in mehreren Sprachen zugänglich sind.⁹

Doch nicht nur die enorme Breitenwirkung macht eine Analyse Blüher's sinnvoll und interessant. In seinen männerbündischen Schriften verbinden, überlagern und zitieren sich sexualwissenschaftliche, ästhetische und religiöse Diskursstränge in einer für die (bürgerliche) männliche Subjekt- und (die politische) Gemeinschaftskonstruktion des Kaiserreichs und der frühen Weimarer Republik typischen Weise. Blüher's Texte und die Art ihrer Rezeption ermöglichen nicht nur Aussagen über das zu treffen, was man sich unter normaler und hegemonialer Männlichkeit vorstellte, sondern auch über die konstitutiven Ausschlüsse, die ein solches Subjekt voraussetzte und produzierte.

Die vorliegende Analyse zielt darauf, die politische Dimension der männlichen Subjektconstitution deutlich zu machen und zu zeigen, wie die Formierung des männlichen Einzelsubjekts mit der des Kollektivsubjekts Hand in Hand ging, strukturelle Äquivalenzen aufwies und sich gegenseitig verstärkte. Biographische Details aus dem Leben von Hans Blüher werden immer dann herangezogen, wenn es zu zeigen gilt, dass die Männerbundtheorie nicht nur an verschiedene Diskurse anknüpfte, sondern auch eine Möglichkeit darstellte, die vielfältigen und ambivalenten Ereignisse des täglichen Lebens einem kohärenten Muster unterzuordnen und damit in eine neue ‚Erfahrung‘ zu verwandeln.¹⁰

Es geht jedoch nicht darum, eine ‚ursprüngliche‘ Lebenserfahrung aus Blüher's Biographie zum Erklärungsmodell zu machen, das den Wissensdiskursen und Machtrelationen seiner Zeit vorgängig wäre. Vielmehr gehe ich davon aus, dass sich das Subjekt gerade durch die Art und Weise bildet, *wie* es Erfahrungen formuliert,

⁹ Lichtmesz (2005) kann als Beispiel für eine positive Blüher-Rezeption aus der rechten Szene gelten.

¹⁰ Während das Erlebnis ein im Strom der Sinneseindrücke herausgehobenes Moment subjektiver Aufmerksamkeit darstellt, ist mit einer Erfahrung bereits die sinnhafte Einordnung eines solchen Erlebnisses in das soziale Wissen verbunden. Latzel (1999).

konstituiert, sortiert und in ein Netz von Macht- und Wissensformationen einwebt. Man könnte auch sagen, ‚Erfahrungen zu machen‘ ist eine Art Subjekt-Werdung.¹¹ Aus dieser Perspektive verändert sich der Blick auf das Subjekt selbst. Zwar verschwindet es nicht – wie oft befürchtet –, weder als Mensch noch als Akteur. Aber es verliert seine universelle Form, seine allgemeingültige Substanz und wird zu einer konkret-historischen Konstruktion, einer spezifischen Organisation von Subjektivität. Traditionelle Vorstellungen vom wahren (autonomen, männlichen usw.) Subjekt werden damit ihrer Selbstverständlichkeit entkleidet und zu einem Gegenstand historischer Reflexion.

Indem der Männerbunddiskurs neue Möglichkeiten der Selbstdeutung und Subjektconstitution bereitstellte, war er auch eine eminent politische Macht. Denn so wurde der Männerbunddiskurs zu einer Möglichkeit, unter Berufung auf die eigene Erfahrung singuläre und kollektive Identität zu organisieren. Die darin formierten Beziehungen zu anderen – Beziehungen der Subordination oder Dominanz, der Gleichheit oder Hierarchie – sind ein Teil der politischen Ordnung der Gesellschaft.

Während Blüher vor dem Ersten Weltkrieg ein jugendbewegter Kämpfer für die Sache der homosexuellen Emanzipation war, der sich in überwiegend linken und häufig jüdischen Intellektuellenkreisen der Lebens-, Siedlungs- und Sexualreformbewegung bewegte, setzte sich der dreißigjährige nach 1918/19 für einen starken preußischen Staat, eine Herrschaft der geistigen Elite und eine konservative Revolution ein. Ab 1928 besuchte er den ehemaligen Kaiser Wilhelm II. im Exil und verkehrte im rechtskonservativen Berliner *Herrenklub* Heinrich von Gleichens. Mit dieser Entwicklung hatte sich in seinen Schriften zugleich ein Strategiewechsel von antifeministischen zu antisemitischen Positionen vollzogen.

Blühers Schriften und sein Leben interessieren mich im Folgenden vor allem als ein signifikantes Zeitphänomen, das nicht nur Auskunft darüber geben kann, wie das männliche Subjekt im späten Kaiserreich und der Weimarer Republik diskursiviert und problematisiert wurde, sondern auch, wie es sich im Verhältnis zur Gemeinschaft und zur Nation definierte, wie es zum männerbündischen Kollektivsubjekt formiert wurde, welche Ausschlüsse jeweils konstitutiv waren und welche Macht-Wissen-Relationen zum Einsatz kamen, um bestimmten Männlichkeitskonstruktionen zu einer gewissen Hegemonialität zu verhelfen. Kurz gesagt, im Fokus der vorliegenden Untersuchung liegen die diskursiven Formationen des männerbündischen (Kollektiv-)Subjekts.

Meine These ist, dass die Formierung des männlichen Einzel- und Kollektivsubjekt (Männerbund, Staat) von ähnlichen diskursiven Rationalitäten, ähnlichen In- und Exklusionen, angeleitet wurden. Gerade dass die Männerbundtheorie so-

¹¹ Lemke (1997), 266.

wohl für die Formierung der Einzelnen wie auch für die Verbindung dieser Subjekte zum Kollektiv maßgeblich werden konnte, machte sie so wirkmächtig. Beide Ebenen verstärkten sich gegenseitig und wirkten aufeinander ein.

Unter einer Analyse von ‚diskursiven Formationen‘ möchte ich dabei nicht allein das Verfolgen wissenschaftlicher Traditionen und ihrer Verknüpfungen verstehen, sondern ihre Einbettung in bestimmte Machtrelationen (Geschlecht, „Rasse“, Klasse), die sich im Laufe der Zeit signifikant veränderten. Die historische ‚Erfindung‘ des Männerbunds verstehe ich nicht nur deswegen als einen *politischen* Akt, weil sich die Männerbundtheorie Blühers auf andere politische Theorien bezog, sondern auch weil sie in Reaktion auf bestimmte zeitgenössische gesellschaftliche Konflikte (wie etwa die Frauenemanzipation, die Diskriminierung von Homosexuellen, den Generationenkonflikt, die gesellschaftliche Modernisierung) auftauchte und zu diesen eine strategische Position bezog.

Machtstrategisch fiel der Zeitpunkt der erstmaligen Veröffentlichung von Blühers Männerbundthesen im Jahr 1912 mit einer sich organisierenden Abwehrhaltung bürgerlicher Kreise gegen die Frauenemanzipation, gegen Frauenstimmrecht, Frauenstudium und Frauenerwerbstätigkeit, zusammen. Um „Mannesrecht und Manneswürde“ in Staat und Gesellschaft wiederherzustellen, wurde der (groß-) bürgerliche *Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation* 1912 ins Leben gerufen. Dessen Gründung schien um so notwendiger geworden zu sein, je sichtbarer die Erfolge der Frauenbewegung im späten Kaiserreich geworden waren. Seit 1908 konnten Frauen nicht nur an Preußischen Universitäten studieren, sondern sich auch parteipolitisch betätigen. Diese Neuerungen wurden vor allem von den Konservativen als Zumutung empfunden, galt doch die Parteipolitik gemeinhin als relativ unbestrittenes Reservat hegemonialer Männlichkeit.¹² Hinzu kam, dass die SPD, die als einzige Partei das Frauenstimmrecht gefordert hatte, 1912 als Siegerin aus den Parlamentswahlen hervorgegangen war. Männerbundtheorien trafen nun allein schon deswegen auf breitere Resonanz, weil man in ihnen ein willkommenes Medium zur Abwehr weiblicher Einbrüche in Domänen hegemonialer Männlichkeit sah.

Während des Ersten Weltkriegs vergrößerte sich die Kluft zwischen den Geschlechtern. Mit den Fronterlebnissen vieler Männer wurde nicht nur ein neuer Nationalismus, sondern auch das Ideal soldatischer und bündischer Männlichkeit gestärkt, das in der Weimarer Republik politisch relevant werden sollte. Dennoch war es nicht mehr möglich, Frauen das allgemeine Stimmrecht vorzuenthalten – nicht zuletzt, weil man angesichts ihrer Leistungen an der „Heimatfront“ nicht mehr ohne weiteres behaupten konnte, dass sie national unzuverlässig seien.¹³ Mit dem

¹² Zum Begriff „hegemonialer Männlichkeit“ vgl. Connell (2000a). Zum Hegemoniebegriff vgl. auch: Laclau/Mouffe (2000).

¹³ Planert (1998), 184-240.

Ersten Weltkrieg radikalisierte sich Blüher's politische Haltung. Seine männerbündische Theorie legitimierte sich zunehmend über Zitationen aus ästhetischen, rassischen und religiösen Diskursen und trug strikte protonormalistische¹⁴ Züge. Waren in Blüher's Schriften zwischen 1912 und 1916 noch Frauen die primären Gegner, so wurden sie nach Ende des Krieges von Juden abgelöst, die für Blüher zugleich zum Inbegriff des Unmännlichen, Undeutschen und Ungeistigen wurden. Der Krieg hatte zur Verstärkung von exkludierenden, rechten Tendenzen beigetragen, die allerdings – wie diese Arbeit zeigt – bereits in Blüher's Vorkriegsschriften angelegt waren und sich spätestens 1913 im Kontext der sich radikalisierenden bürgerlichen Jugendbewegung herausgebildet hatten.

Indes kann die diskursive Verbindung von Männlichkeit mit Staatlichkeit in Blüher's Texten nicht allein als Antwort auf eine Bedrohung durch die Frauenbewegung und die „fremde Rasse“ gelesen werden. Vielmehr ist sie auch eine Antwort auf die Konstruktion devianter, von der hegemonialen Norm abweichender Männlichkeiten im sexualwissenschaftlichen Diskurs.¹⁵ Denn ein Teil der seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „anormal“ beschriebenen Homosexuellen entwickelte um die Jahrhundertwende neue Strategien gesellschaftlicher Anerkennung. Viele diskursive Elemente in Blüher's Männerbundtheorien knüpften an diese maskulinistische¹⁶ Tradition der Homosexuellenemanzipationsbewegung an, deren antifeministische Impulse auch für nicht-homosexuelle bürgerliche Männer attraktiv waren – ging es doch darum, den Anspruch des Mannes auf den Status eines für den Staat besonders nützlichen und wertvollen Gesellschaftsmitglieds zu legitimieren.¹⁷

Die Normalisierungsstrategien, die im maskulinistischen Diskurs eingesetzt wurden, um sich in hegemoniale Männlichkeitsformationen einzuschreiben, hatten ihrerseits gesellschaftliche Ausschlüsse und Fragmentierungen zur Folge und zur Voraussetzung.¹⁸ Der medizinischen Wissenschaft kam dabei die Rolle einer politischen Interventionstechnik zu, die einerseits auf vorhandende Pathologisie-

¹⁴ Jürgen Link grenzt den an fixen Trennlinien zwischen Normalität und Anormalität orientierten „Protonormalismus“ von einem „flexiblen Normalismus“ ab. Link (1997), 29f.

¹⁵ Auch die Betroffenen selbst hatten an der Herausbildung eines solchen Typus mitgewirkt und durch Selbstbeschreibungen und Krankenberichte nicht selten ihre Besonderheit in diesem Sinne erklärt.

¹⁶ Der Begriff der Maskulinisten wurde durch den amerikanischen Literaturwissenschaftler Hewitt eingeführt. Als „maskulinistisch“ bezeichnet er „einen Zug innerhalb der Homosexuellenbewegung, [der] den Eros von Mann zu Mann als die reine Form eines grundlegend männlichen sozialen Instinkts betrachtet und deshalb sich jedem Versuch, Homosexualität als eine Art Feminisierung zu verstehen, widersetzt.“ (Hewitt (1999), 37f. u. ders. (1996), 79-129) Mit den Maskulinisten allerdings eine „Tradition der Befreiung“ (Hewitt) zu verbinden, erweist sich als problematisch.

¹⁷ Vgl. Foucault (1999), 276-305, 94-98, 73-75; Lemke (1997), 226.

¹⁸ Foucault (1999), 296, vgl. auch: Lemke (1997), 224.

rungen (z.B. sexuelle Devianzen) reagierte, andererseits aber auch ständig neue Pathologisierungen produzierte.¹⁹ An die misogynen Elemente im maskulinistischen Diskurs knüpfte Blüher mit seinen antifeministischen Manifesten von 1915 und 1916 mühelos an, nicht ohne gleichzeitig erotische (explizit als weiblich markierte) Elemente in die männliche Subjektkonstruktion zu integrieren. Gegen das bürgerliche Modell des modernen, rationalen Mannes wurde von Blüher das romantische Modell des Künstlers gesetzt, welcher sich gerade über die Synthese von dämonischem Eros und analytischem Logos, von schaffenden, individuellen und ordnenden, universalen Elementen definierte. Ein solcher „superviriler“ Mann war Blüher zufolge gerade durch seine Syntheseleistung zu wahrer „Geistigkeit“ befähigt – einer Qualität, an der es den rein erose gebundenen Frauen grundsätzlich mangelte.

Mit der Aufwertung des Eros gewann für Blüher die Abgrenzung einer ‚germanischen Männlichkeit‘ vom Jüdischen an Gewicht: Der Jude sei entweder vollkommen unkontrolliert dem Eros oder dem reinen Logos verfallen, sei nur an körperliche Triebe oder an reinen Intellekt gebunden. Ihm fehle gerade die verbindende (homoerotische) Sexualität. Entsprechend sei er nicht geistig-schöpferisch und weder zur Bildung von Männerbünden noch zur Staatsbildung in der Lage.²⁰ Damit verschob sich, wie diese Arbeit zeigt, der Signifikant verfehlter Männlichkeit vom femininen Mann der „Zwischenstufentheorie“ zum jüdischen Mann der „sekundären Rasse“. Hintergrund dieser Multiplikation von Grenzziehungen war die durch den Krieg gestärkte und zugleich äußerst fragile Fiktion eines einheitlichen deutschen Volkskörpers.

Die Macht, die diese diskursiven Verschiebungen anstieß, wirkte dabei weder über direkte Gewaltanwendung noch über ideologische Beeinflussung oder eine Verinnerlichung von Normen. Erst im Prozess ständiger Wiederholung²¹ wurden die Klassifikationen des Wissensarchivs (als Wahrheiten) zu einem wichtigen Deutungsmuster sozialen Handelns.²² Der Ausschluss von Unsozialen, Frauen und Juden aus dem Bereich staatlicher Nützlichkeit war ein Effekt der Normalisierungsmacht, die virile Männlichkeit an staatliche Sozialität koppelte. Die vorliegende Analyse macht nicht zuletzt deutlich, wie sich das Projekt antibürgerlicher Befreiung und homosexueller Emanzipation in die Sorge um virile, germanische Männlichkeit verkehrte.²³

¹⁹ Foucault (1999), 75.

²⁰ Blüher (1921), 170.

²¹ Butler (1997), 32 u. 36f.

²² Bublitz (1999), 40.

²³ Ein Prozess, der Foucault zufolge typisch für rassistische Diskurse war, welche auf alle Elemente des revolutionären Diskurses zurückgriffen, um diese in ihr Gegenteil zu verkehren. Foucault (1999), 95.

2. Wissen, Macht und Erfahrung: Elemente einer historischen Diskursanalyse

Der Männerbund wurde in der Forschung überwiegend soziologisch, psychoanalytisch oder literaturhistorisch erklärt. Das heißt, es wurden männerbündische Gruppenkonstellationen und ihre sozialen Dynamiken untersucht, psychische Faktoren für die Identitätsbildung von Männern rekonstruiert oder männerbündische Texte im literaturgeschichtlichen Kontext analysiert. Die vorliegende Männerbundanalyse fragt vor allem nach der *politischen Rationalität* von geschlechtlich und rassistisch codierten Formationen des männlichen Subjekts im Verhältnis zum männerbündischen Kollektiv. Sie orientiert sich dabei methodisch an der neueren Geschlechterforschung und an einer durch Foucault inspirierten Kulturgeschichte des Politischen, indem der Begriff des Regierens sowohl auf die ‚Führung‘ des Staates wie auf die ‚Selbstführung‘ bezogen wird.²⁴

Für eine historische Diskursanalyse des Männerbunds scheinen mir folgende vier Aspekte zentral zu sein: Ein modifiziertes Verständnis von Macht, das sich erstens dem binären Schema von Unterwerfung und Widerstand entzieht und das zweitens nach Exklusions- und Normalisierungsstrategien fragt, die für Mechanismen der Biologisierung des Politischen sensibilisieren. Drittens lässt sich der herkömmliche Regierungsbegriff erweitern, indem dieser als Verbindung zwischen der Regierung der Einzelnen durch sich selbst und der Regierung anderer konzeptionalisiert wird, also zwischen Subjektconstitution und Herrschaftsstrategien vermittelt. Und viertens eröffnet sich eine Perspektive der Kritik an einer Politik, die mit dem Rekurs auf Wahrheit gemacht wird.

In diesem Sinn werden vor der Folie von Bachofens *Mutterrecht* aus dem Jahr 1861 die zentralen (Gegen-)Schriften prominenter Männerbundtheoretiker analysiert, etwa des Ethnologen Heinrich Schurtz, des Zoologen Benedikt Friedlaender und des bereits vorgestellten Schriftstellers und Wandervogel-Chronisten Hans Blüher. Die starke Konzentration auf den Zeitraum des Deutschen Kaiserreichs ist dem Umstand geschuldet, dass hier die zentralen Elemente des männerbündischen Diskurses entwickelt wurden, welche die Hochkonjunktur des Bündischen nach dem Ersten Weltkrieg überhaupt erst ermöglichten und diese grundlegend strukturierten. Relevante Modifikationen und Akzentverschiebungen männerbündischer Konstruktionen, die sich vor allem in der Frühphase der Weimarer Republik beobachten lassen, werden am Beispiel von Blühers Theorien und ihren Resonanzen bis in die frühe NS-Zeit hinein verfolgt.

Indes ist die vorliegende diskursanalytische Untersuchung keineswegs auf eine werkimmanente Analyse zentraler Schriften beschränkt. Vielmehr wird die Entste-

²⁴ Zu Foucaults Regierungsbegriff vgl. Lemke (1997).

hung des Wissens vom homoerotischen Männerbund in verschiedenen Spezialdiskursen, so in der Anthropologie und der sich herausbildenden Ethnologie, in der Medizin und der sich formierenden Sexualwissenschaft sowie der jungen Psychoanalyse vom Beginn des Wilhelminischen Kaiserreichs an bis in die Weimarer Republik hinein erstmals genau nachgezeichnet. Die zeitgleiche Entstehung eines solchen Wissens vom Männerbund in den verschiedenen Disziplinen verhalf dem Phänomen des Männerbunds aus der Perspektive der Zeitgenossen zu einer bis dahin ungekannten Realität. Die Referenzen und Anleihen, die die Spezialdiskurse gegenseitig beieinander machten, plausibilisierten das neue Wissen zusätzlich.

Dennoch macht diese Arbeit auch auf die Eigenlogiken der jeweiligen Diskurse aufmerksam. Es war durchaus bedeutsam, ob ein Wissen in Form einer politischen Theorie entwickelt wurde oder ob es sich in Form biologischen, medizinischen oder ethnologischen Wissens verbreitete. Mit der jeweiligen diskursiven Einbettung waren bestimmte Legitimationsmuster verbunden, die mehr oder weniger schwer zu entschlüsseln, mehr oder weniger Menschen zugänglich waren. Während bestimmte Konflikte und Themen, sofern sie auf der gesellschaftspolitischen Ebene vorgetragen wurden, als der Kritik und Veränderung zugänglich eingestuft wurden, erwiesen sie sich im Gewand biologischer Theorien als nahezu unangreifbar.

Der Trend zur Biologisierung des Politischen im ausgehenden 19. Jahrhundert hatte gravierende Folgen für die Verhandelbarkeit von gesellschaftlichen Konflikten. Indem gerade die neuen Spezialdiskurse mit dem Anspruch auf eine in der Natur begründete Wahrheit auftraten, wurden sie von vielen Zeitgenossen für unumstößliche Gewissheiten gehalten. Vor allem die sexualwissenschaftlichen Legitimationsstrategien des Männerbunds erwiesen sich als besonders schwer zu kritisieren und sind zum Teil bis heute gültig.

Die Problematisierung von Legitimationsstrategien des Wissens macht bereits deutlich, dass es nicht ausreicht, die Entstehung eines Wissensfeldes rein ideengeschichtlich nachzuzeichnen. Die vorliegende Arbeit zeigt, dass auch die modernen Wissensdiskurse wie die Ethnologie, die Sexualwissenschaft und selbst die Psychoanalyse wesentlich angetrieben wurden durch bestimmte gesellschaftliche Machtbeziehungen. Insofern wird die Entwicklung des neuen männerbündischen Wissens nicht ohne die Analyse von Machtrelationen verständlich. Unter solchen Machtgeflechten verstehe ich zum einen machtvolle diskursive Rationalitäten, die die Grenzen des Denk- und Sagbaren markierten und die nicht ohne weiteres überschritten werden konnten, ohne dass ein Sprecher seine Möglichkeit, sich machtvoll zu äußern verlor.²⁵ Und andersherum provozierten die vorhandenen diskursiven Logiken bestimmte Handlungen, welche ihrerseits die Herausbildung, Aufrecht-

²⁵ Foucaults Machtbegriff setzt ein Ensemble von Handlungen voraus, die sich gegenseitig hervorrufen und beantworten. Macht wird demnach nicht besessen, sondern existiert nur *in actu*, auch wenn sie sich, um sich in ein zerstreutes Möglichkeitsfeld einzuschreiben, auf permanente Strukturen stützt.

erhaltung und Verbreitung eines neuen Wissens vom Männerbund mitformierten – selbst wenn dies oftmals völlig andere Effekte hatte als die individuell beabsichtigten.

Die Entwicklung eines Wissens vom Männerbund setzte zum Beispiel bestimmte geschlechtertheoretische Grundannahmen voraus, die sich im Laufe der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft seit dem 18. Jahrhundert herausgebildet hatten. Das Anliegen, trotz der sich stetig ausdifferenzierenden und sich modernisierenden Gesellschaft, bestimmte hegemoniale Positionen geschlechtsexklusiv aufrechtzuerhalten, nährte so den Wunsch vieler Männer (und einiger Frauen) im Wilhelminischen Kaiserreich die Frauenemanzipation abzuwehren. Wie zentral dieses Machtranliegen für die Entwicklung männerbündischen Wissens war, belegt die vorliegende Analyse umfassend.

Neben der Frauenemanzipation gab es andere diskursive Verflechtungen, die zur Entwicklung männerbündischer Theorien herausforderten. So brachte etwa die medizinische Konstruktion des „verweiblichten“ homosexuellen Mannes seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Anzahl von Anhängern der jungen Homosexuellenemanzipationsbewegung dazu, Einspruch zu erheben und sich als besonders männliche und sozial wertvolle Mitglieder der Gesellschaft zu profilieren. Diese maskulinitistischen Versuche, sich in hegemoniale Männlichkeiten einzuschreiben, wurden zu einem weiteren zentralen Motor der Entstehung neuer Theorien vom Männerbund. Es zeigt sich, dass Veränderungen im diskursiven Wissensgefüge oft nicht von der Mitte der machtvoll Etablierten und „Normalen“ ausging, sondern von den Rändern des Diskurses, wo dieser brüchig und widersprüchlich wurde. Getragen wurden solche Versuche oft von den Menschen, die ein spezifisches Interesse hatten, Veränderungen herbeizuführen, weil sie in der einen oder anderen Weise marginalisiert wurden.

Zugleich macht die Arbeit deutlich, dass sich auch ein emanzipatorisches Anliegen nicht völlig außerhalb herrschender Diskurslogiken bewegen konnte, wenn es erfolgreich sein wollte. So nutzten oft gerade diejenigen, die sich eine machtvollere Position in der Gesellschaft verschaffen wollten, Ausgrenzungsmechanismen gegen andere marginalisierte Gruppen. Das emanzipatorische Anliegen

Ein Machtverhältnis unterscheidet sich von einem Gewaltverhältnis, insofern es nicht direkt brechend, zerstörend oder zwingend auf Körper oder Dinge einwirkt, sondern ein Verhalten mehr oder weniger wahrscheinlich macht, anstachelt oder ablenkt, erleichtert oder erschwert. Machtverhältnisse operieren mithilfe von Strategien der Auseinandersetzung, welche „die Gesamtheit der Mittel [...umfassen, C.B.], die aufgeboden werden, um ein Machtdispositiv funktionieren zu lassen oder aufrechtzuerhalten“. Damit wird die Wahl der Mittel zur Erreichung eines Zwecks bezeichnet, sodann die aufgewandte Rationalität und die Weise, in der man versucht, den anderen in den Griff zu bekommen und ihm seine Kampfmittel zu entziehen. In solchen strategischen Machtrelationen gibt es zugleich immer die Potentialität, das Verhältnis umzukehren. Foucault (1994) [1982], 252-264.

der maskulinistischen Homosexuellenbewegung konnte so Hand in Hand gehen mit einer forcierten Ausgrenzung von Frauen aus dem Bereich politischer (Regierungs-)Macht. Es konnte überdies Hierarchien innerhalb von Männern und Männlichkeiten (etwa gegenüber dem Adel oder der Arbeiterschaft) etablieren oder rassistische Exklusionen unterstützen. Dies lässt sich nicht nur für Schurtz, sondern auch für die maskulinistischen Männerbundtheoretiker nachweisen. Als Blüher wegen seiner Aufwertung von männlicher Homosexualität von *Völkischen* angegriffen wurde, setzte er schließlich selbst verstärkt rassistische und antisemitische Argumente ein. Zunächst, um sich zu verteidigen, dann aber auch um sich in einer sich zunehmend polarisierenden Gesellschaft einem ‚kulturellen Lager‘ (Volkov) zuzuordnen, das er für sinn- und machtvoll hielt. Es ist also wichtig, die Analyse von Beziehungs- und Machtgeflechten in einen engen Zusammenhang mit den diskursiven Resonanzen zu stellen, die sie erzeugen und die aus ihnen hervorgehen. Diese Verflechtung aufzuzeigen, macht einen zentralen Teil der Arbeit aus. So werden die verschiedenen ‚Erfinder‘ männerbündischen Wissens nicht nur in Bezug auf ihre Theoriebildung, sondern eingebunden in ihre jeweiligen Netzwerke und Beziehungsgeflechte vorgestellt. Dazu gehört auch eine Rezeptionsanalyse, die besonders ausführlich für Blühers Wandervogelschriften vorgenommen wurde.

Über die Wissens- und Machtanalyse hinaus ist es wichtig, die Ebene der Subjektconstitution einzubeziehen. Schließlich kann es einer historischen Diskursanalyse keinesfalls um eine Abschaffung handelnder AkteurInnen und Subjekte gehen, sondern allenfalls um deren radikale Historisierung. Gerade wenn man das Politische nicht auf das Handeln staatlicher Institutionen beschränkt, sondern den Regierungsbegriff weiter fasst, gerät das Zusammenspiel von Formen der Regierung anderer und der Selbstregierungen in den Blick. Diese Perspektive ist besonders geeignet, um die politischen Formen unterhalb der institutionalisierten Politik erfassen zu können, auf die sich die vorliegende Untersuchung konzentriert.

Unter ‚Regierung‘ wäre dann im Anschluss an neuere Gouvernamentalitätsstudien ein Kontaktpunkt zu verstehen, „an dem die Form der Lenkung der Individuen durch andere mit der Weise ihrer Selbstführung verknüpft ist“.²⁶ Diese Perspektive konzentriert sich eher auf die vielen einzelnen Regierungen, die zusammen den Staat tragen und bilden, als auf eine institutionalisierte Regierungsform des Staatsapparates – ohne die Macht- und Herrschaftseffekte von institutionalisierter Politik unterschätzen zu wollen, deren Analyse selbstverständlich ebenfalls notwendig ist.

²⁶ Regierung meint weniger einen Unterwerfungsmechanismus als das bewegliche Verhältnis zwischen Zwangsmechanismen und Prozessen, „durch die das Selbst durch sich selbst konstruiert und modifiziert wird“. Regierung bezieht sich also vor allem auf Prozesse der (Selbst-)Produktion, die an Regierungsziele gekoppelt sein können. Foucault (1993a), 203f.; vgl. auch: Lemke / Krasmann / Bröckling (2000), 7-40, 29.

Ein solcherart kulturtheoretisch erweitertes Verständnis des Politischen eröffnet die Möglichkeit, die mit viriler Männlichkeit verbundenen Prozesse der Subjekt-konstitution nicht als eine Grenze des Regierungshandelns zu verstehen, sondern sie als etwas zu erfassen, welches das Verhältnis der Subjekte zu sich selbst und zu anderen nachhaltig verändert. Subjektbildungen und die Konstruktion subjektiver Wahrheiten wären demnach ein konstitutiver Teil des politischen Prozesses, der politischem Handeln in institutioneller Form zugrunde liegt und es damit überhaupt erst ermöglicht.

Im Fokus dieser Untersuchung steht damit die Produktion der männerbündischen Erfahrung, die politisch wirkmächtig wurde. Damit ist ein Ensemble angesprochen, das aus drei simultanen Dimensionen besteht: einem Feld des Wissens, das über Begriffe, Konzepte, Theorien, wissenschaftliche Disziplinen etc. definiert ist; einer Anzahl von Machtbeziehungen, die das Erlaubte vom Verbotenen, das Natürliche vom Unnatürlichen, das Normale vom Pathologischen etc. unterscheiden; und einer Beziehung des Individuums zu sich selbst, die es ihm erlaubt, sich als männerbündisches Subjekt unter anderen anzuerkennen.

Dieses Vorgehen stellt einen Versuch dar, den von Shulamit Volkov beschriebene *missing link* zwischen historischem Subjekt und seinen Denk- und Verhaltensstrukturen herzustellen. Die Konzentration auf die lästige Frage nach dem *Wie*, unter Zurückstellung der reizvolleren Suche nach Ursprüngen und Ursachen, könnte, so Volkov, vielleicht dazu beitragen, den Schlüssel zum Erfolg des männerbündischen Denkens und seines Antifeminismus wie auch Antisemitismus zu liefern.²⁷ Statt über die persönlichen Motive zu spekulieren, die die Einzelnen dafür hatten, sich dem Antifeminismus oder dem Antisemitismus anzuschließen, halte ich es für sinnvoller, sich auf die Dynamik der einschlägigen sozialen und kulturellen Prozesse zu konzentrieren.

Dass ein Mensch männerbündische Positionen einnimmt, wäre dann nicht die unmittelbare Folge einer prekären sozialen Lage, etwa einer wirtschaftlichen Krisen- oder Notsituation oder seiner Angst vor der Frau, sondern es müsste vielmehr erklärt werden, wie eine Verbindung zwischen dem Erlebnis von Angst und Not auf der einen Seite und der Diskriminierung von Frauen und Juden auf der anderen hergestellt wird.

Zunehmender Antifeminismus wäre so verstanden nicht in erster Linie ein Resultat von Ängsten vor der Frau oder der Moderne, sondern ein Resultat eines komplexen Zusammenspiels von Wissensdiskursen, Machtbeziehungen und Subjekt-konstruktionen, das es überhaupt erst ermöglicht, bestimmte Erlebnisse mit virulenten Erklärungs- und Diskursmustern zu verbinden und zu einer Erfahrung zu montieren. Ein solcher Prozess ist dabei umso wirkmächtiger, als er oft nicht als solcher wahrgenommen wird, sondern sich dem Einzelnen als reale, authentische und zuriefst persönliche Erfahrung präsentiert.

²⁷ Volkov (2000).

3. Forschungsstand

Männer- und Geschlechterforschung

In den 1970er Jahren begann sich die Frauengeschichte in der deutschen Geschichtswissenschaft allmählich institutionell zu verankern.³⁸ Während zunächst die Erforschung von Frauen als Protagonistinnen der Geschichte ergänzend zu männlichen Akteuren im Fokus des Interesses stand, verschob sich die historiographische Perspektive von der reinen Frauen- zur erweiterten Geschlechtergeschichte. Die unterschiedlichen ‚Rollen‘ von Frauen und Männern gerieten in den Blick einer erweiterten allgemeinen Sozialgeschichte, die nicht mehr nur die politisch mächtigen Akteure und gesellschaftlich Herrschenden untersuchte. Zwar wurden die biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern (noch) nicht in Frage gestellt, die gesellschaftlichen Differenzen und Machtunterschiede galten jedoch nicht mehr fraglos als natürlich. Unter einer Männergeschichte verstand man zu diesem Zeitpunkt vor allem die traditionell von Historikern aufgezeichnete und interpretierte Geschichte „der Aktivitäten von Männern“, so Gerda Lerner.³⁹

Ab Mitte der 1970er Jahre entwickelte sich eine neue Perspektive, die die Wechselbeziehungen zwischen den Geschlechtern betonte und – wie Natalie Zemon Davis – die Kategorie Geschlecht als einen Schlüssel zu Macht, Sozialstruktur und symbolischer Ordnung definierte.⁴⁰ Rund zehn Jahre später verdeutlichte Joan Scotts viel zitierter Aufsatz, dass „Geschlecht eine nützliche Kategorie historischer Analyse“ geworden war und „Gender“ als eine relationale Kategorie zu verstehen ist, nach welcher die Definition des einen Geschlechts immer die des anderen voraussetzt und bedingt.⁴¹

Zu diesem Zeitpunkt betonten die meisten programmatischen Schriften zur historischen Geschlechterforschung in Deutschland bereits die Notwendigkeit, eine „Geschlechtergeschichte des Mannes“ zu schreiben. 1992 hoben Karin Hausen und Heide Wunder hervor, dass „Männer als Männer auf eine besondere und von der der Frauen deutlich unterscheidbaren Weise an Geschichte teilhatten“.⁴² Nur durch eine Männergeschichte als Geschlechtergeschichte könne die normative Konstruktion des Männlichen als allgemeiner Maßstab des Menschlichen aufgehoben werden,

³⁸ An US-amerikanischen Universitäten etablierten sich die *Women's Studies* zügiger, während die Frauen- und Geschlechtergeschichte in Deutschland lange eine Randerscheinung blieb. Hausen / Wunder 1992, 10; Hunt 1998, 60ff.

³⁹ Lerner (1977), 163.

⁴⁰ Davis (1976), 90.

⁴¹ Scott (1988), 28-50.

⁴² Hausen/Wunder (1992), 11f.

schrrieb Hannah Schissler 1992.³³ Statt Frauengeschichte als eine Sonderform des Allgemeinen zu schreiben, solle vielmehr ‚das Allgemeine‘ selbst dekonstruiert und auf seine Geschlechterspezifika untersucht werden, forderte Ute Frevert 1995.³⁴ Dennoch blieben historische Studien zu einer solchen Geschlechtergeschichte des Mannes in Deutschland lange Zeit ein Forschungsdesiderat.³⁵

Erste Studien zur Männergeschichte entstanden hingegen in den USA und Großbritannien,³⁶ die damit eine Vorreiterrolle einnahmen. Parallel zu den Frauenbewegungen der späten 1960er Jahre entstanden in den USA erste Männerbewegungen (*Men's liberation movements*) sowie eine aktive Homosexuellenemanzipationsbewegung (*Gay liberation politics*). Diese zunächst getrennten Interessengruppen lieferten in den 1970er Jahren in den USA die ersten Impulse zur Kritik und Analyse von Männlichkeit.³⁷ In den 1980er Jahren begannen sich die *Men's Studies* bereits als ein eigener Forschungszweig an amerikanischen Universitäten zu etablieren. Sie verstanden sich als notwendige Ergänzung zu den seit den 1960er Jahren entwickelten *Women's Studies*, erklärten sich mit deren feministischen Zielen verbunden und knüpften an die Ergebnisse der auf Frauen konzentrierten Geschlechterforschung an.³⁸ Während Frauen oft als das von der männlichen Norm Abweichende wahrgenommen wurden, richteten die *Men's Studies* den Blick auf den Mann als ein ebenso erklärungs würdiges Konstrukt und warfen damit neue Fragen und Perspektiven auf.³⁹ Harry Brods Sammelband *The Making of Masculinities* –

³³ Schissler (1992), 220.

³⁴ Frevert (1995), 10.

³⁵ Trotz einer regen Männer(bewegungs)literatur entwickelte sich lange keine institutionalisierte Männerforschung, so Schmidt (2000), 3. Als deutschsprachiges Pendant zu den US-amerikanischen *Men's Studies* erschien 1996 ein erster Sammelband, der unter dem Titel *Kritische Männerforschung* eine Gruppe „antisexistischer, patriarchatskritischer TheoretikerInnen“ versammelte, die sich selbst an der Schnittstelle zwischen Männerbewegung und Forschung verorteten.

³⁶ Einen detaillierten Überblick über die Publikationen der US-amerikanischen *Men's Studies* in den 1970er und 1980er Jahren gibt z. B. Schissler (1992), 204-220.

³⁷ Nachdem man die *Gay Studies* anfänglich eher ignorierte, entwickelte sich in den USA allmählich eine stärkere Verflechtung zwischen dem Interesse an Männerforschung und der Erforschung der Homosexualitäten. (Brod (1987b), 61) „A consideration of homosexuality thus provides the beginnings of a dynamic conception of masculinity as a structure of social relations“, konstatierten Tim Carrigan, Bob Connell und John Lee in ihrem Resümee des Forschungsstands von 1987 und entwarfen darin neue methodisch-theoretische Perspektiven. Carrigan/Connell/Lee (1987), 86; vgl. Pleck (1980), 93.

³⁸ Brod (1987b), 40. Zur institutionellen Entwicklung der *Men's Studies* in den USA und Europa vgl. Walter (1996), 14-27; Schissler (1992), 204-220; einen kritischen Überblick bietet Traister (2000), 273-304.

³⁹ Brod (1987b), 47f. Die den *Men's Studies* nahestehenden Zeitschriften sind: *Masculinities. Interdisciplinary Studies on Gender* und *The Journal of Men's Studies*.

The New Men's Studies von 1987 konnte bereits eine erste Bilanz dieses sich neu entwickelnden Feldes für den amerikanischen akademischen Kontext ziehen.

Im Anschluss an die Arbeiten von Tim Carrigan, Bob Connell und John Lee lässt sich Männlichkeit nicht nur als eine psychologische Kategorie des sozialen Selbst oder als ein Produkt statischer Geschlechterrollen fassen, sondern als komplexes Zusammenspiel von Praxis und Struktur, als eine historisch variable Konstruktion mit Machteffekten. Carrigan, Connell und Lee entwickelten 1985 das einflussreiche Konzept von ‚hegemonialer Männlichkeit‘,⁴⁰ welches sie etwas später wie folgt definierten:

„The ability to impose a particular definition on other kinds of masculinity is part of what we mean by ‚hegemony‘. Hegemonic masculinity is [...] a question of how particular groups of men inhabit positions of power and wealth and how they legitimate and reproduce the social relations that generate their dominance. [...] ‚Hegemony‘, then, always refers to a historical situation, a set of circumstances in which power is won and held. The construction of hegemony is not a matter of pushing and pulling between ready-formed groupings, but is partly a matter of the *formation* of those groupings. To understand the different kinds of masculinity demands, above all, an examination of the practices in which hegemony is constituted and contested—in short, the political techniques of the patriarchal social order.“⁴¹

Das Konzept hegemonialer Männlichkeit rekurriert also weder auf eine immer gleiche Trägergruppe, noch auf die essentialistische Annahme einer immer gleichen hegemonialen Ordnung.⁴² Vielmehr geht es den Autoren um die wandelbaren Formen, Strukturen und Praktiken, welche historisch spezifische Hierarchien ermächtigen und erfahrbar machen. Hegemoniale Männlichkeit wird überdies als eine relationale Kategorie kultureller Dominanz verstanden, die nicht nur eine Hierarchie gegenüber dem anderen Geschlecht herstellt, sondern auch eine Hierarchisierung von Männern und Männlichkeiten untereinander etabliert, in der *race*-, *class*- und (*hetero*)*sexuality*-Relationen zentrale analytische Kategorien darstellen.⁴³ Indes geht Connell davon aus, dass auch marginalisierte Männlichkeiten von der Privilegierung

⁴⁰ „The impact of the [concept of hegemonic masculinity, C.B.] on the sociology of masculinity, and critical gender research generally, cannot be overstated.“ Whitehead (2002), 89.

⁴¹ Carrigan / Connell / Lee (1987), 92-94.

⁴² KritikerInnen des Begriffs haben eingewandt, dass er eine hegemoniale Struktur gleichsam überhistorisch festschreibe, der nie zu entkommen sei. Auch ermögliche er es nicht, den Widerstand gegen die hegemonialen Formen von Männlichkeit angemessen zu theoretisieren. Im Zusammenhang mit der vorliegenden Untersuchung erscheint eine Verwendung des Begriffs dennoch sinnvoll, da er den Bezug marginalisierter Gruppen auf nicht-deviante Männlichkeitsformationen thematisiert und somit auch die Herstellung von Hegemonien in einem Feld von multiplen Machtrelationen fassbar werden lässt. Zur Kritik am Konzept hegemonialer Männlichkeit vgl. Whitehead (2002), 91-94; zur ausführlichen Diskussion des Konzepts vgl. Dinges (2005), 7-36.

⁴³ Arthur Brittan hat bereits 1989 auf die Pluralität von Männlichkeiten hingewiesen. Brittan (1989), 1f.

hegemonialer Männlichkeit profitieren.⁴⁴ Er führt den Begriff einer „patriarchalen Dividende“ ein, die für alle Männer abfalle.⁴⁵ Aus dieser Perspektive lässt sich Blühers Männerbundkonstruktion als ein Versuch lesen, marginalisierte (homosexuelle) Formen von Männlichkeit in den Bereich hegemonialer Männlichkeit einzuschreiben und von den entsprechenden Machteffekten zu profitieren.

Im deutschsprachigen Raum war die Öffnung der Geschichtswissenschaft für dieses neue Forschungsfeld weniger durch kritisch-feministische Männerbewegungen inspiriert als durch die sich in den 80er Jahren etablierende universitäre Frauen- und Geschlechterforschung. Als eine Pionierin der historischen Männerforschung kann u. a. Ute Frevert gelten, die zu einem frühen Zeitpunkt eine Untersuchung über *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft* (1991) vorgelegt hat und damit Träger und Verfahren männlicher Macht aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive in den Blick nahm.⁴⁶ Das Provozierende der Männergeschichte liege gerade darin, so Frevert, dass sie „gewissermaßen ins anerkannte Zentrum historischer Prozesse, auf die unbestrittenen männlichen Akteure und Entscheidungsträger selber“ ziele. Sie werfe ungewohnte und irritierende Fragen auf, „Fragen nach der Konstitution und Entwicklung von Männlichkeit, nach der Besonderheit und Partikularität männlicher Selbstbilder, nach dem Verhältnis von Männlichkeit und Macht“.⁴⁷ Ein solcher männergeschichtlicher Fokus könne einen enormen Erkenntnisgewinn gerade auch für Fragen der Vereinsbildung, Militarisierung und des Nationalismus bringen. Tatsächlich ist die Literatur zu dem Themenfeld ‚Männlichkeit und Nationenbildung‘ inzwischen stark angewachsen.⁴⁸

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Zahl von Studien zur Geschichte von Männern und Männlichkeiten ab Mitte der 1990er Jahre stetig anstieg. Während 1993 das erste einschlägige Themenheft von *WerkstattGeschichte* den noch recht allgemeinen Titel *Männerleben – Lebemänner* trug, trat der Sammelband von Thomas Kühne zur *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte* drei Jahre später bereits mit einem programmatischeren Anspruch auf und markierte damit den eigentlichen Einstieg in die männergeschichtliche Forschung in Deutschland.⁴⁹ Eine erste Monographie über *Das Bild des Mannes* in der neueren deutschen Geschichte wurde den-

⁴⁴ Connell (2000), 101f.

⁴⁵ Ebd., 100.

⁴⁶ Frevert (1995) [1991] vgl. auch den Aufsatz Freverts *Männergeschichte oder die Suche nach dem „ersten Geschlecht“* (1991).

⁴⁷ Frevert (1993), 10.

⁴⁸ Vgl. z.B.: Holden (2008); Forth (2007); Gerstner (2006); Chopra-Gant (2005); Dudink/Hagemann/Tosh (2004) (Hg.); Jarvis (2004); Maß (2004); Lenz (2003) (Hg.); Hagemann (2002); Schilling (2002); Hagemann/Schüler-Springorum (2001) (Hg.); Hämmerle (2000); Hagemann/Pröve (1998) (Hg.); Kühne (1998).

⁴⁹ Hier artikulierte sich allerdings auch ein Misstrauen gegenüber dem neuen Trend zur Männerforschung: „Die Parallelität der Trends fällt zweifellos ins Auge“, schrieb Frevert, „hier eine neue, anti-

noch nicht zufällig von einem amerikanischen Historiker verfasst.⁵⁰ Rund fünf Jahre später regte die rasant steigende Zahl an einschlägigen Forschungsarbeiten zur Geschichte der Männlichkeit(en) bereits erste Versuche an, historiographische Überblickswerke zu verfassen. Dem Band von Wolfgang Schmale *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450-2000)* sind inzwischen weitere gefolgt.⁵¹

Der im Jahr 2001 gegründete *Arbeitskreis für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung in den Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften* signalisierte überdies, dass Männlichkeit – über die Grenzen der Geschichtswissenschaft hinaus – längst zu einem disziplinenübergreifenden Thema geworden war, das der wechselseitigen Wahrnehmung und Vernetzung bedurfte.⁵² Während sozialwissenschaftliche Ansätze etwa Untersuchungen zu den Mechanismen sozialer Gruppenbildung unter Männern vorlegten,⁵³ arbeiteten literaturwissenschaftliche Studien häufig mit psychoanalytischen (oder dekonstruktivistischen) Ansätzen.⁵⁴ Aus politikwissenschaftlicher Perspektive wurde wiederum auf die „männerbündische Fundierung“ durch politische Wissens- und staatliche (Regierungs-)Strukturen aufmerk-

feministische >Männerbewegung< von ausgeprägter rhetorischer Militanz – da eine >Männergeschichte<, die sich zwar noch auf Samtpfötchen anschleicht, irgendwann aber ihre Krallen zeigen kann“ (Frevert (1993), 9) Zur US-amerikanischen Diskussion des Verhältnisses zwischen feministischer Theorie und *Masculinity Studies* vgl. den Sammelband von Judith Kegan Gardiner (2002) (Hg.).

⁵⁰ George L. Mosses Buch erschien zunächst auf Englisch, aber schon ein Jahr darauf in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion moderner Männlichkeit*.

⁵¹ Vgl. ausführlicher zu Schmale: Bruns (2005). Auf einen ähnlich breiten historischen Überblick zielt neuerdings auch Christopher E. Forth's *Masculinity in the Modern West* (2008); einen synthetisierenden Zugriff auf Männlichkeitskonstruktionen im 20. Jahrhundert am Beispiel Österreichs wählt überdies Ernst Hanisch (2005). In die Geschichte von Männern und Männlichkeiten in Nordamerika führen Martschukat und Stieglitz (2007) ein.

⁵² Ein Schwerpunktheft der *Philosophin* bemühte sich etwa zeitgleich darum, neuere Entwicklungen der *Männerforschung / Männlichkeitsforschung* zu bündeln, vgl. Die *Philosophin* (2000).

⁵³ Hier sei auf die Forschungen des Soziologen Michael Meuser (2007) [1998] verwiesen sowie auf dessen zusammen mit Peter Döge herausgegebenen Sammelband *Männlichkeit und soziale Ordnung* (2001). Darin geht es um Themen wie „Männlichkeit und soziale Milieus“, „Mann, Beruf und Familie“ sowie „Männer und Medien“. Sozialwissenschaftlichen Perspektiven verpflichtet ist auch der Band *Männlichkeitsentwürfe* von Hans Bosse und Vera King (2000). Die grundlegende Arbeit von Pierre Bourdieu, *Die männliche Herrschaft* (2005), erscheint inzwischen in der vierten Auflage. Eine andere theoretische Richtung verfolgt hingegen die Soziologin Hannelore Bublitz, die an Foucault und Butler orientierte Geschlechter- und Gesellschaftsanalysen vorlegt: Bublitz (1998) (Hg.); Bublitz (1999).

⁵⁴ Überwiegend an psychoanalytischen Theorien orientiert sind z.B. die Beiträge des ersten literaturwissenschaftlichen Bands zur Männlichkeitsforschung von Walter Erhart und Britta Herrmann (1997) sowie eine Reihe von Aufsätzen des lesenswerten Sammelbands *Männlichkeit als Maskerade*, herausgegeben von Claudia Benthien und Inge Stephan (2003). Stellvertretend für die zahlreichen Analysen von Männlichkeitskonstruktionen in literarischen Texten der Jahrhundertwende seien Karen Tebbens Band *Abschied vom Mythos Mann* (2002) und Urte Heldusers *Geschlechterprogramme* (2005)

sam gemacht.⁵⁵ Etwa zeitgleich entstanden in der Kunstgeschichte Arbeiten zur visuellen Repräsentation von Männlichkeit(en), so von Homosexualität, Travestie und Androgynie oder Helden- und Schlachtendarstellungen.⁵⁶ Eine explizit wissenschaftshistorische Perspektive nimmt der Sammelband *Männlichkeiten und Moderne* von Ulrike Brunotte und Rainer Herrn (2008) ein.

In den 1990er Jahren wurde parallel zur stärkeren Herausbildung der Männlichkeitsforschung die Unterscheidung zwischen sozialem und biologischem Geschlecht, zwischen *sex* und *gender* im Anschluss an die Publikationen von Judith Butler zum Gegenstand einer angeregten interdisziplinären Debatte. Der Körper und seine Wahrnehmungen wie auch seine Sexualität wurden vermehrt zum Gegenstand der Historiographie, woran auch die vorliegende Arbeit anknüpft.⁵⁷

Als einen Teil der Männergeschichte kann man auch die Geschichte männlicher Homosexualität(en) begreifen, die in den 1970er Jahren einen Aufschwung erfuhr und durch Foucaults Analysen wesentliche theoretische Anregungen erhielt.⁵⁸ Im Gegensatz zu den USA, Großbritannien und den Niederlanden ist die Forschung zur Geschichte der Homosexualität in Deutschland stärker von literatur- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen vorangetrieben worden, während sich die

herausgegriffen sowie Birgit Dahlkes *Jünglinge der Moderne* (2006), Andrea Kottows *Der kranke Mann* (2006) und Stefan Krammers *MannsBilder* (2007) – sie alle gehen über Einzelwerkanalysen hinaus und greifen auf einen größeren Korpus von Texten zurück.

⁵⁵ Kreisky (2000b), 167-192; vgl. auch: Kreisky (1992) (1995) (1997) sowie den von Kreisky und Sauer herausgegebenen Band *Das geheime Glossar der Politikwissenschaft* (1997).

⁵⁶ Ulz (2007); Wolf (2007); Fend/Koos (2004) (Hg.); Lehmann (2001); Schmidt-Linsenhoff (2000). Der Begriff Männlichkeit taucht bereits im Titel des Bandes der vierten Kunsthistorikerinnen-Tagung aus dem Jahr 1988 auf. (Vgl. Lindner/Schade/Wenk/Werner (1989) (Hg.)) Einen geschichtswissenschaftlichen Blick auf Männlichkeitskonstruktionen in verschiedenen Künsten vom Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik wirft der von Martina Kessel (2005) herausgegebene Band *Kunst, Geschlecht, Politik*.

⁵⁷ Einschlägig für diese Arbeit ist die historische Studie von Isabel V. Hull, weil sie Sexualitäts- und Politikgeschichte miteinander verknüpft (1996); einen provokanten Beitrag zur „Politisierung der Lust im 20. Jahrhundert“ leistet Dagmar Herzog u.a. (2005). Einen Forschungsüberblick zu den verschiedenen theoretischen Ansätzen der Körpergeschichte liefert Maren Lorenz (2000). Zur selben Zeit entstand auch der thematisch und geographisch sehr breit gestreute Sammelband *Körper Macht Geschichte* (1999) des Bielefelder Graduiertenkollegs für Sozialgeschichte. Speziell auf die Verbindung von Männlichkeits- und Körperkonstruktionen konzentriert sich der Band *Bending Bodies*, herausgegeben vom *Nordic Network for Masculinity Studies* (2003). Zeitlich weiter zurück greift der Sammelband von Martin Dinges (2005), der die Verbindung von Männlichkeit, Macht und Körper seit dem Mittelalter untersucht.

⁵⁸ Insbesondere die Arbeiten des Historikers Randolph Trumbach (1998) sowie der Soziologen Jeffrey Weeks (1981; 1995; 1999), der eng an Foucault anknüpfte, und Kenneth Plummer (1981) waren wichtig für die Theorieentwicklung der (Homo-)Sexualitätsgeschichte im anglo-amerikanischen Raum.

Geschichtswissenschaft anfänglich wenig beteiligt hat.⁵⁹ In neueren historischen Forschungen werden nicht nur medizinische und sexualwissenschaftliche Diskurse, sondern auch die Selbstpraktiken der „mann-liebenden“ Männer im 19. Jahrhundert in den Blick genommen.⁶⁰ Während frühere Studien vor allem auch identitätspolitische Funktionen für die erstarkende ‚Schwulenbewegung‘ hatten, stellen jüngere Forschungsansätze die Selbstverständlichkeit von Heterosexualität selbst infrage.⁶¹

Während das Konzept vom „dritten Geschlecht“ wie auch die Homosexuellenbewegung im Umfeld des Sexualwissenschaftlers Magnus Hirschfeld relativ gut erforscht sind, gibt es über die maskulinistische Richtung der Bewegung weitaus weniger Studien. Marita Keilson-Lauritz hat eine literaturwissenschaftliche Studie zu beiden Flügeln der Bewegung vorgelegt, die sich auf bewegungspolitische und ästhetische Aspekte konzentriert. Obwohl antifeministische und antisemitische Strategien der Bewegung nur am Rande gestreift werden, ist die Studie als historisches Nachschlagewerk, besonders für die von Adolf Brand herausgegebenen Zeitschrift *Der Eigene*, die in allen Jahrgängen erfasst ist, hilfreich.⁶² Harry Oosterhuis hat mit seinen Artikeln zu den Maskulinisten ebenfalls Pionierarbeit geleistet und mit einem Auswahlband der Zeitschrift *Der Eigene* einige Texte zugänglich gemacht. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Andrew Hewitt hat mit seiner Monographie *Political Inversions. Homosexuality, Fascism, and the Modernist Imaginary* aus dem Jahr 1996 die ausgefeilteste und methodisch von der Dekonstruktion inspirierte Textanalyse maskulinistischer Theoretiker vorgelegt. Er hat auch die Bezeichnung „Maskulinisten“ eingeführt, die in dieser Untersuchung verwendet wird. Seine Analyse kritisiert sehr einleuchtend bestimmte Faschismustheorien, etwa der Frankfurter Schule, die den Nationalsozialismus als narzisstische und damit auch latent homosexuelle Theorie kritisieren und damit selbst homosexuellenfeindliche Tendenzen aufweisen. Andererseits sind seine Versuche, an bestimmte maskulinistische Positionen anzuknüpfen, ihrerseits problematisch, worauf ich im Verlauf der Untersuchung zurückkommen werde. Die Verknüpfung von viriler Männlichkeit mit Homosexualität und Staatspolitik steht überdies im Mittelpunkt des von Susanne zur Nieden (2005) herausgegebenen Sammelbands *Homosexualität und Staatsräson*.

⁵⁹ Für den deutschsprachigen Raum vgl. den Forschungsüberblick bei Micheler (2005), 23-37. Einblick in die internationale Forschung gewährt z.B. der Sammelband *Gay Life and Culture. A World History* von Robert Aldrich (2006) (Hg.).

⁶⁰ So etwa in der Studie von Stefan Micheler (2005) oder Klaus Müller (1991).

⁶¹ Vgl. u. a. Katz (1995).

⁶² Ich danke Marita Keilson-Lauritz für ihre freundliche Zusendung von einigen schwer zugänglichen Ausgaben des *Eigenen*.

Zur allgemeinen Theorie- und Forschungsgeschichte der Homosexualität hat Rüdiger Lautmann 1993 ein Handbuch herausgegeben. Eine Einführung in das lebendige Forschungsfeld zur *Historiographie der Homosexualitäten* bietet Bernd-Ulrich Hergemöller.⁶³ Ein eigenes Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten im deutschsprachigen Raum erscheint seit 1999 unter dem Titel *Invertito*. Den jüngeren theorie- und gegenwartsorientierten *Queer Studies* kommt das Verdienst zu, die Verbindung zwischen Sexualitäts- und Identitätskonstruktion kultur-anthropologisch relativiert und theoretisch infrage gestellt zu haben. Historische Perspektiven spielen hier jedoch oftmals eine untergeordnete Rolle.⁶⁴

Im Jahr 2001 erschien erneut ein Themenheft *Männer* in der *Werkstatt Geschichte*. Hier erklären Jürgen Martschukat und Olaf Stieglitz die „viel beschworene Phase der Entdeckung“ des Mannes für abgeschlossen und fordern statt „Pionierleistungen“ feinere Differenzierungen.⁶⁵ Aus der „tabula rasa“, die Thomas Kühne noch 1996 beklagte, hat sich mittlerweile eine veritable internationale historische Forschung zu Männern und Männlichkeiten entwickelt.⁶⁶

Der Männerbund als Thema der Forschung

Im Gegensatz zur Geschichte der Burschenschaften und korporativen studentischen Verbindungen⁶⁷ ist die historische Forschung, die sich speziell mit dem Männerbund in Deutschland beschäftigt, relativ überschaubar. Ein erster von Gisela Völger und Karin von Welck herausgegebener zweibändiger Sammelband

⁶³ Hergemöller (1999). Einschlägig sind für den deutschsprachigen Raum auch die Publikationen von Puff (1998), Lautmann (1993) und Herzer (2001). Mit der Monographie *Kultur der Begierde* von Franz X. Eder liegt seit 2002 ein Überblickswerk zur Sexualitätsgeschichte im deutschsprachigen Raum vom 17. bis ins 20. Jahrhundert vor. Zu europäischen Sexualkulturen vgl. auch den Sammelband von Eder/Hekma/Hall (1999) (Hg.). Der von Bruns und Walter herausgegebene Band *Von Lust und Schmerz* (2004) versammelt Beiträge zur historischen Anthropologie der Sexualität von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart.

⁶⁴ Annamarie Jagose widmet sich in ihrer Einführung in die *Queer Theory* (2001) zwar der Geschichte gleichgeschlechtlichen Begehrens, stützt sich aber auf veraltete US-amerikanische Untersuchungen zur Homosexuellenbewegung in Europa von 1974. Ähnlich verhält es sich mit der Einleitung zur Sammlung grundlegender Texte der Queer Theorie durch den Mediavisten Andreas Kraß (2003). Explizit historische Perspektiven berücksichtigt hingegen der Band *Jenseits der Geschlechtergrenzen* von Ulf Heidel, Stefan Micheler und Elisabeth Tuider (2001). Eine feministische Perspektive nimmt der Band von Hey/Pallier/Roth (1997) (Hg.) ein.

⁶⁵ Martschukat/Stieglitz (2001), 5.

⁶⁶ Einen Forschungsüberblick zur Geschichte von Männern und Männlichkeiten legten Jürgen Martschukat und Olaf Stieglitz 2005 und in leicht veränderter Form 2008 vor; vgl. auch Tillner / Kaltenacker (1996).

⁶⁷ Vgl. z.B. die neuere Studie von Alexandra Kurth (2005) über Studentenverbindungen seit 1800; Dietrich Heithers Monographie *Verbündete Männer. Die Deutsche Burschenschaft – Weltanschauung*,

erschien im Jahr 1990 unter dem Titel *Männerbände Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich* begleitend zur ethnologischen Ausstellung über „Männerbünde“. Anlass der Ausstellung war nach Aussage der Herausgeberinnen, die „schon lange überfällige“ „Revision des durch Heinrich Schurtz 1902 in die wissenschaftliche Diskussion eingeführten Terminus >Männerbund<“. Der Begriff sei „ideologisch überfrachtet“ und hätte eine „problematische Bedeutung“ in der deutschen Geschichte erlangt. Es sollte gezeigt werden, dass die „ideologische Belastung des Begriffs noch immer nicht aus der Wissenschaftsdiskussion verschwunden“ sei.⁶⁸

Die Vielzahl kürzerer Aufsätze macht allerdings in der Tendenz deutlich, dass noch immer danach gefragt wird, „wie korrekt“ Schurtz' „Hypothesen über den Zusammenhang zwischen Männerbünden, sexueller Freizügigkeit, Initiationsriten und Krieg aus heutiger Sicht“ sind.⁶⁹ Statt den Begriff des Männerbunds zu historisieren, versucht etwa Thomas Schweizer in seinem Beitrag das vorgeblich „interkulturelle“ Phänomen des Männerbunds mithilfe einer weltweiten Datensammlung dingfest zu machen.⁷⁰ Schurtz habe den „Unterschied zwischen Mann und Frau“ lediglich etwas überbetont, an sich habe er aber eine „Entdeckung“ gemacht und als erster die von „Männern getragenen sozialen Gruppen jenseits der Verwandtschaft“ systematisch erfasst.⁷¹ Im Gegensatz zu dieser Universalisierung bündischer Strukturen wird der Männerbund von den Herausgeberinnen jedoch als spezifisch *deutsches* Phänomen beschrieben.⁷²

Politik und Brauchtum (2000), den von Anke Beyer (2000) herausgegebenen Sammelband zu Geschichte und Gegenwart der studentischen Verbindungen in Hamburg; Helma Bruncks (1999) Monographie *Die Deutsche Burschenschaft in Weimarer Republik und Nationalsozialismus*; die zeitgleich erschienene Aufsatzsammlung „*Der Burschen Herrlichkeit*“ von Brandt, Sticker und anderen; den Band „*Blut und Paukboden*“. *Eine Geschichte der Burschenschaften*, herausgegeben von Heither, Gehler, Kurth und Schäfer (1997); Norbert Elias' (1994) Studie über schlagende Studentenverbindungen oder die von Elm, Heither und Schäfer (1992) zusammengestellten Beiträge zu studentischen Korporationen; zu (prä)faschistischen Kampfverbänden vgl. die Untersuchung von Sven Reichardt (2002).

⁶⁸ Völger / Welck (1990), XIX.

⁶⁹ Schweizer (1990), 23. Hans Peter Hasenfratz macht noch im Jahr 1982 in der *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* männerbündische Organisationsform der Indogermanen aus und behauptet, dem Männerbund „dürften diese Stämme ein gut Teil des Expansionsdranges und der Stoßkraft verdanken, womit sie den Gesichtskreis der Historie betreten haben.“ Hasenfratz (1982), 148.

⁷⁰ Schweizer (1990), 23.

⁷¹ Schweizer (1990), 23. Auch Erdheim nimmt an, dass das „Männerhaus“ eine „Schlüsselinstitution“ bei der „gesellschaftlichen Produktion von Unbewußtheit“ ist, die das „Potential der Sexualität in den Dienst der politischen Ordnung zu stellen vermag“. Erdheim (1982) u. (1990), 49-58.

⁷² Völger / Welck (1990), XXIII; diesen Befund bestätigt auch Doppe (2005), 63-72; George Mosse macht eine ähnlich dominante Männerbundstruktur lediglich in Großbritannien aus (1997), 186.

Bis in aktuelle ethnopsychologische Studien hinein wird das so genannte „Männerhaus“ als analytische Kategorie zur Erklärung „politisch-kultischer Machtinstitutionen“ herangezogen. Nach wie vor nimmt man an, dass die Pubertätsrituale der Jungen „weit komplexer und langwieriger sind als die Riten der Mädchen“, was unter anderem die in den 1980er Jahren „unter Jugendlichen zu beobachtende Tendenz sich risikoreichen Extremerfahrungen auszusetzen“ erklären soll.⁷³ Obwohl es somit eine signifikant häufige Bezugnahme auf Schurtz' Schriften im ethnologischen Kontext gibt, steht bisher eine eingehende Analyse und vor allem eine historische Kontextualisierung seines Werks noch aus. Eine Dissertation aus dem Jahr 1996 von Thomas Ducks, die diese Lücke nur unzureichend füllt, erwähnt Schurtz' Antifeminismus mit keinem Wort.

Ähnlich wie Völger und Welck hält Helmut Blazek in seiner historischen Monographie *Männerbünde. Eine Geschichte von Faszination und Macht* aus dem Jahr 1999 den Begriff vom Männerbund für „ideologisch belastet“.⁷⁴ Dennoch sei es falsch, die Forschungen von Schurtz „als unwissenschaftlich und frauenfeindlich einfach abzutun“.⁷⁵ Tatsächlich kann es nicht das Ziel einer historischen Analyse sein, die Untersuchungen von Schurtz „einfach abzutun“. Noch weniger kann es jedoch darum gehen, Teile der Schurtz'schen Konzeption als wissenschaftlich „objektive“ Beschreibungen des männerbündischen Phänomens zu „retten“, wie Blazek vorschlägt. Eine historiographisch sinnvolle Analyse sollte vielmehr die Aussagen über den Männerbund in ihrer historischen Bedeutung und ihren spezifischen (Macht-)Funktionen zu erfassen suchen. Aus dieser Perspektive erweist sich dann auch die Annahme Blazeks, dass Frauenfeindlichkeit einen Text unwissenschaftlich mache, als voreilig. Die vorliegende Arbeit zeigt vielmehr die enge Verwobenheit antifeministischer (Macht-)Effekte mit den Entwicklungen modernen ethnologischen Wissens.

Blazeks Untersuchung ist noch aus einem anderen Grund paradigmatisch. Sie geht von einem festen Set von Charakteristika des Männerbunds aus, die rückwärts-gewandt nicht nur auf vermeintlich frühe Formen von „Männerbünden im antiken Griechenland“, sondern auch auf „christliche Männerbünde“, auf „Künstlerbünde“ und „freizeitorientierte Männerbünde“ der Gegenwart übertragen werden. Zu diesen transhistorischen Eigenschaften des Männerbunds zählt er die Akzeptanz gemeinsamer Normen, eine hierarchische Organisation, einen charismatischen Führer mit „geistiger Ausstrahlung“, der die Bund-Mitglieder in seinen Bann ziehe, Initiationsriten, ein Geheimwissen, Frauenabwertung, totale Unterordnung, „rauschhaft irrationale Gruppenerlebnisse“ und „häufig (homoerotische) Äußerungen verdrängter Sexualität“.⁷⁶ Hier avanciert der Untersuchungsgegenstand unversehens zum historischen Analyseinstrument.

⁷³ Brunotte (2000), 349.

⁷⁴ Blazek (1999), 19.

⁷⁵ Blazek (1999), 19.

⁷⁶ Blazek (1999), 14. Ein ähnliches (transhistorisches) Set von männerbündischen Merkmalen ent-

Statt dieses an Schurtz' und Blühers Theorien entwickelte Set von Merkmalen auf die gesamte abendländische Geschichte zu projizieren, möchte ich mit dieser Arbeit zeigen, dass genau diese Merkmale eines Männerbunds historisch spezifische ‚Erfindungen‘ der Jahrhundertwende sind. Die Konstruktion eines solchen ‚männerbündischen Wissens‘ hat keine allgemeine, sondern eine historisch bestimmte Funktion. Sie setzt nicht nur die Annahme eines modernen Subjekts und moderner politischer Strukturen voraus, sondern auch die Herausbildung moderner disziplinärer Wissensfelder und einer bestimmten bürgerlich-europäischen Vorstellung von Geschlechterdifferenz. Die Annahme, es habe von „primitiven Urzeiten“ an Männerbünde gegeben, ist vielmehr ein zentrales Legitimationsmuster des Männerbunddiskurses, das erstmals 1902 von dem Ethnologen Schurtz mit Bezug auf vermeintliche „Urvölker“ formuliert wurde. Mit ähnlicher Stoßrichtung kritisiert Eva Kreisky, dass der Begriff des Männerbunds „weitgehend unreflektiert und enthistorisierend in feministisches Vokabular eingegangen ist, weil er scheinbare Klarheit suggeriert, wo immer noch beträchtliche Blindstellen vorherrschen“.⁷⁷

Ein gelungenes Beispiel für die Analyse von Männerbünden ist die literaturwissenschaftliche Studie von Bernd Widdig *Männerbünde und Massen. Zur Krise männlicher Identität in der Literatur der Moderne* aus dem Jahr 1992. Widdig zeigt an verschiedenen Beispielen aus Literatur und Kultur, wie dem männlich konnotierten Bund eine weiblich konnotierte Masse gegenübergestellt wurde, wobei er auch auf Blühers Männerbundkonstruktion und auf deren Ähnlichkeiten mit Max Webers Begriff von charismatischer Herrschaft eingeht.⁷⁸ Der Literaturwissenschaftler Klaus von See hat in seiner Monographie *Barbar, Germane, Arier* aus dem Jahr 1994 ein interessantes Überblickskapitel zur Rezeptionsgeschichte der „Männerbund-Ideologie“ in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus vorgelegt. Schurtz und Blüher werden als wichtige Ausgangspunkte der späteren Männerbundkonjunktur benannt.⁷⁹ Nicht zuletzt sind die Beiträge des Historikers Reulecke zur Jugendbewegung und zum Männerbund gewinnbringend.⁸⁰

wickelt Doris Doppler (2005).

⁷⁷ Kreisky (2000a), 153. Und auch Holger Brandes weist darauf hin, dass die „pauschale Identifizierung aller möglichen Formen von Zusammenschlüssen von Männern als >Männerbünde< [...] problematisch [ist] und zu wenig kritisch von dem ideologisch motivierten Verständnis der wilhelminischen und nationalsozialistischen Zeit abgesetzt“ sei. Brandes (2002), 205.

⁷⁸ (Wenn auch mit falschen Datierungen der Ersterscheinungen der zentralen Werke Blühers.) Widdigs These zuspitzend versucht Wahl (2004) die Entstehung des Begriffs der „charismatischen Herrschaft“ aus einer Inspiration durch Blühers Schriften abzuleiten; anders jedoch Kroll (2001).

⁷⁹ von See (1994), 321. Richard Faber und Christine Holste haben im Jahr 2000 einen Sammelband zur Soziologie moderner Intellektuellenassoziationen zusammengestellt, der etwa den George-Kreis und den Bayreuther Kreis um Richard Wagner thematisiert.

⁸⁰ Reulecke (2001).

Einen soziologischen Beitrag zum Thema haben 1998 Stephan Höying und Ralf Puchert vorgelegt, der sich in einem knappen historischen Abriss auf Blüher und Schurtz bezieht und aus beiden Theorien allgemeine „Merkmale des Männerbunds“ ableitet und auf *Die Verhinderung der beruflichen Gleichstellung von Frauen* bezieht. Einen ähnlichen Versuch unternimmt Doris Doppler 2005, indem sie ein (transhistorisches) Set männerbündischer Merkmale aus sozio(bio)logischen, psychologischen und ethnologischen Ansätzen ableitet und für die Analyse moderner Managementstrukturen nutzbar zu machen sucht. Auch Ulrike Brunottes Monographie über ‚Männerbund und Ritual in der Moderne‘, wie es im Untertitel heißt, geht davon aus, dass zwar ein Teil von Blühers Pamphleten „in den Giftschränk“ gehöre, aber „sein Beitrag zur Analyse der Substruktur mann-männlicher Sozialibilität und zu *sexual politics* des frühen 20. Jahrhunderts“ „unzweifelhaft“ sei.⁸¹

Eine Monographie über Hans Blüher oder eine Analyse seines umfassenden Werkes liegt bisher nicht vor. Vereinzelte Aufsätze zu seinem Leben heben dieses Forschungsdesiderat hervor, wie etwa Hergemöller oder Jürgen Plashues. Bisweilen wird Blühers Männerbundkonzeption als bis heute gültig übernommen, so etwa in Sombarts Monographie über *Die deutschen Männer und ihre Feinde*, die sich mit dem national-konservativen Juristen Carl Schmitt „zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos“ beschäftigt.⁸² Gerade Blühers Verwendung psychoanalytischer Kategorien macht ihn bis heute attraktiv und erschwert eine Historisierung der von ihm eingeführten Begrifflichkeiten, insbesondere der (homo-)sexuellen Begründung des Männerbunds. In Ute Planerts grundlegender Studie zum Antifeminismus im Kaiserreich wird Blüher nur kurz erwähnt, obwohl er selbst zu den bekanntesten Antifeministen seiner Zeit gehörte und, wie diese Arbeit zeigt, besonders auf die Geschlechterkonstruktionen der jungen Generation großen Einfluss hatte. In seiner Studie über *Familienmänner* bemerkt Walter Erhart treffend, dass die Forschung zum Männerbund, zumal zu Hans Blüher, „erst am Anfang“ stehe.⁸³

Mit den Werken von Ulrike Brunotte und Alexandra Kurth liegen seit 2004 indes zwei Arbeiten vor, die ausführlicher auf Blühers Männerbundtheorien eingehen. Kurths Arbeit knüpft an Norbert Elias Zivilisationstheorie an, bleibt in der Darstellung von Blühers Theorien jedoch weitgehend deskriptiv.⁸⁴ Brunottes Mono-

⁸¹ Brunotte (2004), 73.

⁸² Sombart (1997) [1991], 46, 53, 273. Problematisch ist auch Sombarts Deutung von Blühers Antisemitismus.

⁸³ Erhart (2001), 352.

⁸⁴ Auch übernimmt Kurth durchaus problematische Einschätzungen von Blühers Werk. So geht sie mit Schoeps davon aus, dass Blüher wissenschaftstheoretisch kaum zu charakterisieren sei, da „seine Gedanken sprunghaft“ und „die Argumentation häufig willkürlich“ seien. Die spezifische Modernität von Blühers Theorien und die – wie Kurth selbst betont – positive Resonanz von psychoanalytisch orientierter Seite kann sie daher nicht erklären. Kurth (2004), 147.

graphie konzentriert sich hingegen auf einen ritualtheoretisch und psychoanalytisch inspirierten Ansatz zur Erklärung männerbündischer (Kampf-)Verbindungen.

Rund zehn Jahre zuvor hat sich der Psychologe Ulfried Geuter im Kontext seiner Untersuchung zur *Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung* (1994) mit den männerbündischen Theorien Blüher befassen. Diese mit psychoanalytischen Kategorien arbeitende Untersuchung ist vor allem von der Frage geleitet, wie die Jugendlichen der Wandervogelbewegung ihre Sexualität gelebt haben, ob es „tatsächlich“ mehr homosexuelle Sexualpraktiken gab als in anderen Kontexten. Geuter begreift die durch Blüher ausgelöste „Inversions-Welle“ weniger aus dem spezifischen Kontext der Homosexuellenemanzipation und des Antifeminismus heraus denn als „Fluchterscheinung“, als „ein Ausweichen vor dem konfliktreichen Kampf um die Gestaltung der Gemeinschaft mit der Frau“.⁸⁵ Diese „Abneigung“ gegen die Frau hätte den „Weg der >Übertragung der Liebe auf das eigene Geschlecht<“ genommen.⁸⁶ Letztlich rekurriert auch Geuter auf das dominante Begründungsmuster von der „Furcht vor der Frau“.⁸⁷

Krise der Männlichkeit als Angst vor der Frau

Die Geschichte der Männlichkeit lässt sich als eine Geschichte ihrer Krisen. Viele soziologische, literaturwissenschaftliche und historische Untersuchungen gehen mehr oder weniger explizit davon aus, dass Männer und Männlichkeit vor allem durch die sich emanzipierende Frau bedroht, infrage gestellt, in die Krise getrieben wurden. Dabei ist die Rede von der Krise aus mehreren Gründen problematisch.

Sie setzt zum einen meist eine bestimmte Norm von (weißer, heterosexueller, bürgerlicher, christlicher) Männlichkeit voraus, die in dieser stabilen Form vielleicht nie existiert hat und mit der Rede von der Krise zumeist erst herzustellen versucht worden ist bzw. nachträglich hergestellt wird. Insofern ist es sinnvoller, den Krisenbegriff als analytischen Begriff zu vermeiden und vor allem als zeitgenössisches Deutungsmuster zu interpretieren. Als solcher vermag er, Veränderungen in den historischen Wahrnehmungen und Empfindungen von Geschlechterverhältnissen zu markieren und kann seinerseits als eine Art und Weise gedeutet werden, in der bestimmte Formen und Erfahrungen von hegemonialer Männlichkeit stabilisiert oder überhaupt erst etabliert wurden.⁸⁸

⁸⁵ Geuter (1994), 29.

⁸⁶ Damit nimmt Geuter zum einen das Anliegen der Homosexuellen-Emanzipation nicht ernst und übernimmt zum anderen eine Begründungsstrategie von Blüher selbst.

⁸⁷ Geuter (1994), 29.

⁸⁸ Bederman (1995), 11; Martschukat / Stieglitz (2005), 81-90.

Zum anderen verbindet sich mit der Rede von der Krise häufig eine unterstellte und selten belegte Angst vor der Frau. Diese Angst wird in einem großen Teil der Forschungsliteratur nicht nur zur zentralen Motivation, sondern auch zum dominanten Erklärungsmuster männlichen Handelns erhoben. Folgt man den in den 1980er Jahren zum Klassiker avancierten *Männerphantasien* Klaus Theweleits,⁸⁹ so erklärt sich das militante Verhalten der deutschen Freikorpsmänner aus ihrer Angst vor lebendiger Sexualität. Theweleit erklärt diese Angstreaktion psychoanalytisch: Die „wilhelminische Gesellschaft [ließ] kein Ich an den Männern entstehen, das fähig gewesen wäre, das (negativierte) Unbewußte auf irgendeine friedfertige Weise zu integrieren“.⁹⁰ Gefangen in ihren „Körperpanzern“,⁹¹ sieht er in faschistischen Männern vor allem Opfer präödipler Ich-störungen.⁹² Eine gewaltsame, lustfeindliche Erziehung und institutioneller Drill hätten die Beziehung dieser Männer zur eigenen Sexualität derart „gestört“, dass sie auf der Suche nach lustvoller Ganzheit nur noch zu „Tötungsmaschinen“ mutieren konnten.

Die Lösung, die Theweleit zur künftigen Verhinderung derart faschistischer Persönlichkeitsstrukturen vorschlägt, ist eine neue ganzheitliche „Dualunion von Mutter und Kind“, ein neuer Erziehungsstil, der das Weibliche im Mann aufsucht und integriert.⁹³ In Theweleits Restimee liest man:

⁸⁹ Theweleits zweibändiges Werk ist bis zum Jahr 2000 in drei Ausgaben erschienen und gut 200.000mal verkauft worden. Es wurde ins Amerikanische, Schwedische, Japanische, Holländische, Italienische und Serbokroatische übersetzt. Besonders in den USA ist das Buch breit rezipiert worden. Im deutschen akademischen Kontext wurde es „in Seminaren, die sich für die Gender-Diskussion interessierten oder für die Literatur und Psychologie des Faschismus, eine Art Pflichtlektüre“ erfährt man in der Einleitung zur Taschenbuchausgabe des Jahres 2000. Deutsche Fachhistoriker hätten „bis heute, mit wenigen Ausnahmen, die Kernpunkte des Buches nicht aufgenommen und verarbeitet“. Zur Kritik an Theweleit vgl. z.B. Widdig (1992), 26-28.

⁹⁰ Theweleit (1995) [1978], 375.

⁹¹ Zum Begriff des Körperpanzers vgl. Theweleit (1995) [1978], 164.

⁹² „Hier [bei diesen Freicorps-Männern, C.B.] gibt es den Wunsch nach / die Angst vor Verschmelzung / Explosion. [...] Die Erscheinungen, die hier anstelle der ödipalen auftreten, die Angst vor Lust nach Verschmelzung, Zerstückelungsvorstellungen, Auflösung der Grenzen des Ich, verschwimmende Objektbeziehungen stammen nach den Erkenntnissen der neueren Psychoanalyse nicht aus dem ödipalen Dreieck, sondern aus einer Zweierbeziehung, es ist die zwischen der ersten ständigen Pflegeperson des Kindes (meistens der Mutter) und dem Kind. Die geht dem ödipalen Beziehungsdreieck Vater/Mutter/Kind nicht nur zeitlich voraus, sie ist auch grundsätzlich von ihm verschieden. [...] Ihnen fehlt] die psychische Instanz des >Ich<, bzw. sie [ist] erheblich gestört.“ Theweleit (1990) [1977], 211f.

⁹³ In ähnlicher Weise gehen mitunter auch feministische Theorien davon aus, dass „hinter dem maskulinen Überlegenheitsanspruch Konflikte stecken: Unsicherheiten, die sich aus der unversöhnlichen Differenzsetzung >Mann/Frau< für die Selbstbestimmung des männlichen Subjekts ergeben“, so Becker-Schmidt (1999), 9. Der Erziehungswissenschaftler Lothar Bönisch erklärt die „innere Hilflosigkeit“ von Männern in kritischen Lebenssituationen damit, dass „[d]er externalisierte Mann mit seiner Hilflosigkeit auch externalisiert umgehen, sie verleugnen, abspalten, auf Schwächere abwerrend projizieren [muß]. Dennoch bleibt die Sehnsucht, im Verwehrtsein, in dieser Hilflosigkeit

„Wie so oft hatte die Psychoanalyse auch hier Angst vor der eigenen möglichen Radikalität: vor ihrem mutigeren Blick wäre die Gesellschaft als mörderisch erschienen; spezifischer: vor allem die Mütter (die geheiligten) [...] wären nicht länger auszuklammern gewesen [...]. Daß sie [...] entscheidend mitverantwortlich waren für die Existenz von Söhnen, die sich begierig in tödende Maktomaschinen fügten, blieb (und bleibt) unausgesprochen; die Arbeit der Mütter ist kein Gegenstand für die Wissenschaft. [...] Die heilige Kuh Mutter – sie wurde nicht geschlachtet und vom Faschismus (als Bild) neu inthronisiert. Die öffentliche Einsicht, daß ohne entscheidende Hilfe von Müttern solch zerstörerische halbgeborene Ordnungsirre, wie sie in den faschistischen Blöcken auftraten, nicht möglich wären – sie wäre spätestens nach 1945 nicht mehr aufschiebbar gewesen.“⁹⁴

Ein zentraler Effekt dieser „Angst vor der Frau“-These ist die Installation eines neuen Opferdiskurses, dem zufolge die Männer die eigentlichen Opfer von institutioneller wie auch mütterlicher Gewalt seien. Aus dieser Perspektive wird es für Theweleit „ziemlich unmöglich, zu irgendeinem >moralischen< Urteil über diese [soldatischen, C.B.] Männer zu gelangen, wenn man einräumt, daß sie im Wesentlichen nur das Recht fordern, so zu sein, wie sie (geworden) sind“.⁹⁵ Zugleich fällt

immer wieder die früh verlorene Geborgenheit der Mutter-Sohn-Dyade regressiv zu suchen. So entsteht die typische Spannung von Bedürftigkeit und Gewalt, die den männlichen Habitus [...] auszeichnet.“ Bönisch (2000), 112.

⁹⁴ Theweleit (1995) [1978], 375. Theweleits These des „nicht-zuende-geborenen Mannes“ ist von dem „Männerschriftsteller“ Volker Elis Pilgrim in vereinfachter Form übernommen worden. „Das Aufwachen unter einer bindenden Mutter und einem bruchstückhaften Vater“ torpediere laut Pilgrim „die Ich-Bildung des Jungen und vereitelt seine männliche Geschlechtsidentität“. (Pilgrim (1986), 15) Männer müssten sich von den übermächtigen Müttern befreien.

⁹⁵ Theweleit (1995) [1978], 360. Bis heute werden antifeministische Äußerungen von Männern dadurch erklärt (und tendenziell entschuldigt), dass sich „hinter dem Herrschaftsgebaren von Männern Unsicherheit verbirgt“, so Regina Becker-Schmidt in der *Zeitschrift für Frauenforschung* des Jahres 1999. „Käme das zu Bewusstsein“, so die optimistische Annahme Becker-Schmidts, „dann wäre ein psychischer Raum für die Verarbeitung von Ambivalenzen gegeben, die das eigene Geschlecht betreffen. Männer brauchten nicht statt auf ihre Stärke [zu] pochen, sie könnten ihre Verletzbarkeit eingestehen, mit der Folge, dass sie sich nicht so zwanghaft von dem angeblich schwachen Geschlecht abgrenzen müssten.“ (Becker-Schmidt (1999), 14; ähnlich: Pleck (1981); zusammenfassend: Doyle (1983), 131-141) – Die vorliegende Analyse des maskulinistischen Diskurses zeigt allerdings, dass die Integration von weiblich codierten Elementen in die männliche Subjektkonstruktion durchaus eine von männerbündischen Theoretikern vertretene Strategie war. So betonte Blüher für den „germanischen“ Mann gerade die besondere Fähigkeit zur Verbindung von erotisch-weiblichen und logisch-männlichen Qualitäten in seiner Person. Sich als ganzheitlich und omnipotent zu präsentieren, hatte durchaus Tradition und konnte an Vorstellungen vom romantischen Künstlersubjekt anknüpfen, was u. a. Christina von Braun aufgezeigt hat. Mit der These vom „Gebärneid“ der Männer, die u. a. von Becker-Schmidt vertreten wird, macht man diese tendenziell zu bemitleidenswerten Opfern, statt ihnen den Status von handlungs- und entscheidungsfähigen Subjekten zuzugestehen, die ihre Machtposition behaupten. Der komplementär zum „Penisneid“ eingeführte „Gebärneid“ verbleibt im selben diskursiven Setting und kehrt es lediglich um.

der Frau als Mutter mehr oder weniger unverhüllt die „Schuld“ an der Krise der Männlichkeit zu.⁹⁶ Die Kehrseite dieser Schuldzuschreibung besteht von Theweleit bis zu Sombart in der Anrufung einer heilenden Weiblichkeit, die einen Matriarchatsmythos wieder belebt, der Segen und Rettung, ein Ende faschistischer Gewalt und die Versöhnung der Geschlechter verspricht.⁹⁷ Damit wird nicht nur erneut ein Zustand ohne Differenz und Mangel zum Ideal erhoben, der einer tendenziell totalitären Sehnsucht nach Ganzheit nicht fern steht (die Theweleit eigentlich kritisieren wollte). Auch die alte Zweiteilung der Frau in Eva und Maria, Heilige und Hure wird noch einmal reproduziert.

Mit derartigen Deutungen steht Theweleit nicht allein da. Die gegenwärtigen Theorisierungen des Zusammenhangs zwischen mütterlicher Dominanz und männlicher Geschlechtsidentität sind u.a. durch postfreudianische Theorien der Objektbeziehungen strukturiert. Sie sehen Vaterlosigkeit und Mütterdominanz als bestimmend für die männliche Psyche und betonen die Furcht und den Neid von Jungen und Männern Frauen und Müttern gegenüber. Mit ihrer Behauptung, Frauen seien das eigentlich mächtige Geschlecht, ignorieren sie jedoch die reale Macht von Männern in der Gesellschaft und beachten nicht, dass die Macht von Frauen über Kinder eine sehr eingeschränkte Form der Macht ist, wie Stefanie von Schnurbein in ihrer kritischen Analyse des Forschungsstands hervorhebt.⁹⁸

Mit ähnlicher Stoßrichtung ist im Kontext amerikanischer *Masculinity Studies* in letzter Zeit darauf aufmerksam gemacht worden, dass die These von der „Krise der Männlichkeit“ selbst antifeministische Implikationen hat – nicht zuletzt auch deswegen, weil sie die Aufmerksamkeit von den Machteffekten der weitgehend privilegierten gesellschaftlichen Position ablenkt, die Männer bis heute einnehmen.⁹⁹

⁹⁶ „Zugegeben: zu leicht lässt sich daraus eine neue Version der weiblichen Schuld an allen Übeln konstruieren.“ (Theweleit (1995) [1978], 375) Der Ethnologe David Gilmore hat einen ähnlichen Ansatz wie Theweleit, wenn er psychoanalytische Theorien postfreudianischer Ich-Psychologen und „materialistische Perspektiven“ miteinander verbindet, um einer weltweit „sich wiederholenden >Tiefenstruktur von Maskulinität<“ auf die Spur zu kommen, die durch die brutale, schmerzhaft und gewaltsame Trennung von den Müttern und der weiblichen Sphäre erreicht werde. Gilmore (1991), 3 u. 28-32; vgl. dazu Badinter (1993), 69 u. 72.

⁹⁷ „[...]Wie leicht könnte sich aus der Bedeutung der Dualunion von Mutter und Kind, wie Balint, Mahler und andere sie beschreiben, ein neues revolutionäres Bewusstsein der Frauen als der Produzentinnen nicht-mörderischer Menschen entwickeln.“ Theweleit (1995) [1978], 375.

⁹⁸ von Schnurbein (2001), 329; Segal (1992), 76f.

⁹⁹ Whitehead (2002), 56. Whitehead verweist zugleich darauf, dass Männer, die dem traditionellen Verständnis von Männlichkeit entsprechen, für ihre Privilegien einen Preis zahlen müssten. Ihnen fehle oft die Fähigkeit zur Empathie und emotionaler Intimität. Männer, die stark in die Kontrolle ihrer Gefühle und instrumentelle Formen des Handelns investieren, riskierten es, die Beziehungen zu ihren Kindern und Partnerinnen zu verlieren. Doch dürfe diese Problematik von Männern und Männlichkeit nicht von den Machtverhältnissen getrennt werden, aus denen sie hervorgehe. Vgl. auch: Bederman (1995), 11.

Dennoch ist die These von der „Angst vor der Frau“ nach wie vor paradigmatisch für die Forschung über Männlichkeit und den Männerbund. So muss Blazek in seinem Überblicksband über *Männerbünde* aus dem Jahr 1999 Theweleit nicht mehr zitieren, um zu dem Ergebnis zu kommen: „Aus diesen Zeilen [Blüher, C.B.] spricht zweifellos die Angst vor der Frau, vor dem eigenen sexuellen Begehren, das auf die Frau projiziert wird [...]“.¹⁰⁰

Homosexualität, Männerbund und Nationalsozialismus

Nachdem bereits Anfang der 1930er Jahre von linken politischen Kreisen und Parteien ein Zusammenhang zwischen Homosexualität und Nationalsozialismus hergestellt wurde, um den politischen Gegner zu bekämpfen, sorgte in jüngerer Zeit Lothar Machtans Buch über *Hitlers Geheimnis* erneut für eine Beschäftigung mit dieser Problematik. Machtan geht es vor allem darum, eine „homosexuelle Veranlagung“ Hitlers nachzuweisen, ohne die Kategorie der „Homosexualität“ ihrerseits zu historisieren und die verschiedenen Funktionen dieser Zuschreibung zu analysieren.¹⁰¹ Dabei ist das Konzept einer homosexuellen Persönlichkeit mit bestimmten körperlichen und charakterlichen Merkmalen nicht überhistorisch gültig, sondern hat sich in der uns heute geläufigen Form erst am Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt und verbreitet. Es war in einen spezifischen Kontext eingebettet und hatte in diesem Kontext bestimmte Funktionen. Vor allem spielte der Homosexualitätsdiskurs im Zusammenhang mit der Neudefinition und -konstruktion der Geschlechterdifferenz um die Jahrhundertwende eine zentrale Rolle.¹⁰² In der Sorge um die richtige, normale Männlichkeit hatte die Kategorie des Homosexuellen eine Normalisierungsfunktion, die bis in den Alltag hinein das Leben und Verhalten von Männern

¹⁰⁰ Blazek (1999), 25f.

¹⁰¹ Die Historikerin Susanne zur Nieden kritisiert Machtans Gestus der Sexualdenunziation wie auch dessen „mimetische Anpassung“ an die Quellen. Er nehme beispielsweise an, dass Hitlers Neigung zu Lügen seine Homosexualität „beweise“, womit er das Stereotyp des verlogenen Homosexuellen erneut aufleben lasse. (zur Nieden (2002), 112-114) Andere Historiker (u.a. Mommsen) kritisieren in erster Linie, dass Machtan seine These nicht ausreichend belegen könne und keine neuen historischen Ergebnisse produziere. Die Kontroverse setzt sich in der Auseinandersetzung um die Bedeutung der Homosexualität für die paramilitärische SA fort, die Hans Rudolf Wahl für massiv hält (indem er nicht zuletzt Blüher zu „dem Ideologen der SA“ erklärt), während Sven Reichardt diese Perspektive relativiert. Vgl. die Kontroverse in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 52 (2004), 218-237, hier: 224 bzw. 737-740.

¹⁰² Die medizinische Sexualforschung habe gegen ihre erklärte Absicht „selbst zu einer größeren Präsenz der Homosexuellen [beigetragen], als sie versuchte, die Trennung der Geschlechter zu verschärfen“, so Mosse (1997) [1996], 92 u. 133.

modulierte.¹⁶³ Die Debatte um Homosexualität sorgte dafür, dass bestimmte Formen von Männlichkeit und Beziehungen unter Männern diskreditiert wurden und andere als normal eingestuft wurden. Sie führte zu neuen Verhaltensweisen, zu einer engen Verbindung von Körper, Charakter und Begehren und zu einem neuen Misstrauen gegenüber engen Freundschaften und Liebesverhältnissen unter Männern.

In diesem Kontext entstand Blüchers Vorstellung, dass auch Männerbünde durch sexuelle, genauer gesagt durch homosexuelle Kräfte konstituiert seien. Sie war nicht nur für ihn selbst, sondern auch für seine Zeitgenossen unmittelbar plausibel. – Dass bis heute davon ausgegangen wird, dass Männerbünde auf homoerotischen Zusammenschlüssen beruhen und dass es immer noch gilt, ihnen ihr sexuelles Geheimnis zu entreißen, belegt die Langlebigkeit der Vorstellung, dass es gerade die verborgenen („unbewussten“) Kräfte der Sexualität sind, die unser soziales Leben, unsere Identität und unsere Körper bestimmen.

Gleichsam komplementär zur positiven Beurteilung homoerotischer Bindungen für die Bildung von (autoritären) Staaten in Blüchers Männerbundtheorie machte Wilhelm Reich in seiner 1933 erschienenen Schrift *Die Massenpsychologie des Faschismus* die Repression von Sexualität bzw. pathologische Sexualformen, zu denen er auch die Homosexualität rechnete, für die Entstehung faschistischer Gesellschaften verantwortlich. Diese Begründungsfigur findet auch in neueren Theorien ihren Niederschlag.¹⁶⁴ Immer wieder wurden vorödpale, insbesondere narzisstische Strukturen in psychoanalytischen Theorien sowohl mit Homosexualität wie auch mit einer innerpsychischen Mutterdominanz verbunden und in der Regel negativ besetzt.¹⁶⁵ Zusammenfassend stellt Schnurbein fest, dass die meisten Theorien, die faschistische Gesellschaftsstrukturen mithilfe psycho-

¹⁶³ So macht die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Sedgwick darauf aufmerksam, dass die Konstruktion des „devianten Homosexuellen“ vor allem die Funktion hatte, das Verhalten der Mehrheit durch die Diskriminierung (und Formierung) einer Minderheit zu regulieren. Denn dadurch, dass die Verfolgung Homosexueller eine ständige Bedrohung für alle potentiell Betroffenen dargestellt habe, konnte sich kein Mann sicher sein, ob und wann sein Verhalten als homosexuell zu bezeichnen war. Sedgwick (1985) u. (1990), 186.

¹⁶⁴ Theweleit stellt ebenfalls eine problematische Verbindung zwischen faschistischen Gewaltstrukturen und homosexuellem Begehren her, die in allen Ausgaben weiterhin abgedruckt ist, auch wenn er im Nachwort von 2000 behauptet, dass er das Kapitel „*Homosexualität und weißer Terror*“ heute anders geschrieben hätte. Er „korrigiert“ seine Aussagen folgendermaßen: „Nach Lage der behandelten Texte ließ sich bündig sagen, daß hier nicht >Homosexuelle< ihren Gewaltphantasien >freien Lauf< ließen, sondern daß Leute, deren Sexualstruktur im Prinzip einer Gewaltstruktur gewichen war, sich der (gesellschaftlich geächteten) homosexuellen Verfahren bedienten, um ihre Außergesetzlichkeit dem eigenen Bund gegenüber unter Beweis zu stellen. Diese beiden Punkte sind auch heute haltbar [...]“. Theweleit (2000), 488.

¹⁶⁵ So sah Alexander Mitscherlich 1963 den faschistischen Staat bzw. den autoritären Massenführer gekennzeichnet durch die „Imago einer primitiven Muttergottheit“. (Mitscherlich (1963), 310,

analytischer Modelle, insbesondere mit Narzissmustheorien erklären wollen, entweder eine misogyne oder eine homophobe Tendenz haben.¹⁰⁶ Dass die Etablierung sozialer Hierarchien und Geschlechterdifferenzen gerade über die Naturalisierung von sexuellen Bindungen funktioniert, geriet erst allmählich durch feministische Analysen in den Blick.

Nach wie vor bestimmt die Annahme homoerotischer Bindungen – in ungebrochener Adaption von Blüher's Thesen – den wissenschaftlichen wie populären Diskurs über den (nationalsozialistischen) Männerbund. Ausgehend von der Konstruktion des „homosexuellen Nazis“ in der linken Exilpresse der 1930er Jahre¹⁰⁷ über Theweleit, Sombart, Machtan und Geuter bis hin zu Wahl (aber auch in einigen feministischen Texten) geht man von unterschwelligem Sexualkräften aus, die den Männerbund konstituieren. So schreibt Hans Rudolf Wahl jüngst in einem Artikel über *Männerbünde, Homosexualitäten und politische Kultur im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts* in der *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*:

„Die Tätigkeit der SA war nicht zuletzt durch ein homoerotisch geprägtes Milieu vermittelt. Homosexualitäten stellten eines ihrer Wesenselemente dar, waren ein grundlegender Faktor für ihre >Praxis des Politischen< und damit notabene auch für die gesamte NS-Bewegung. Das Attraktive an der SA bestand zu einem erheblichen Teil darin, dass es in ihren Zirkeln zu einer Sublimierung und Ideologisierung mann-männlicher Beziehungen kam, die in einer Zeit der radikalen Umbrüche auf allen Ebenen das Selbstwertgefühl der Betroffenen stützte und steigerte und elementarer Bestandteil der zeitgenössischen Jugendkultur war.“¹⁰⁸

Wahl macht exemplarisch deutlich, dass man Blüher's Männerbundtheorien noch heute in der Forschung den Wert einer unmittelbaren Abbildung der Wirklichkeit zuspricht, indem er schreibt: „Blüher lüftete den Schleier herkömmlicher Anstandsregeln und ließ das breite Publikum, aber nicht zuletzt auch die >Wandervögel< selbst sehen, was eigentlich vor sich ging. Das allein schon reichte für eine Sensation.“¹⁰⁹ Hier wird Blüher's Männerbundtheorie nicht historisiert, sondern als analy-

344) Auch Psychoanalytikerinnen wie Janine Chasseguet-Smirgel interpretierten den Nationalsozialismus als „Rückkehr zur Natur, zur alten germanischen Mythologie, ein Ausdruck für den Wunsch nach Fusion mit der omnipotenten Mutter“. (Chasseguet-Smirgel (1976b), 362) Sie wiederholt diese Feststellung in ihren späteren Werken *Das Ich-Ideal* (1981) und *Zwei Bäume im Garten* (1988).

¹⁰⁶ Ironischerweise, so Schnurbein, wird das Verhältnis zwischen totalitärem Führer und seinem ihm untergeordneten Bund in den linken Theorien ähnlich konnotiert wie das Verhältnis zwischen Männerbund und weiblich-chaotischer „Masse“ in nahezu allen Varianten der (prä)faschistischen Männerbundtheorie. Schnurbein (2001), 351.

¹⁰⁷ Vgl. dazu den Sammelband *Homosexualität und Staatsräson* von zur Nieden (2005).

¹⁰⁸ Wahl (2004), 224.

¹⁰⁹ Wahl (2004), 225.

tisches Instrument zur Beschreibung der Vergangenheit eingeführt.¹¹⁰ In seiner Monographie über Carl Schmitt behauptet Nikolaus Sombart, Blüher habe

„durch die Aufdeckung dieses soziologischen >Idealtypus< [vom Männerbund, C.B.] einen wichtigen Beitrag zum Verhältnis von Sexualität und Politik geleistet. Wichtiger und weitreichender als Max Weber in seiner (gleichzeitig entstehenden) >Herrschaftssoziologie<, weil er das besondere, man kann sagen atavistisch-erotische Verhältnis der deutschen Männer zum >Staat<, zur >Monarchie<, zur >Krone< erklären hilft.“¹¹¹

Der homoerotische Männerbund ist aber auch als kulturelles Deutungsmuster nach wie vor präsent. So wird die Schriftstellerin Elfriede Jelinek im März 2000 in der *Berliner Morgenpost* mit den Worten zitiert, dass Jörg Haider der „Führer eines homoerotischen Männerbunds“ sei und dabei „bewusst mit homophilen Codes [arbeite], natürlich ohne sich wirklich als homosexuell zu bekennen“.¹¹² Und die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich behauptet in einem *taz*-Interview vom 24. September 2001 der *Al-qaida*-Führer Bin Laden sei ein „homoerotischer Narziss“ und die ihn umgebende Männerwelt fundamentalistischer Islamisten „natürlich stark homoerotisch geprägt“.¹¹³

4. Quellenlage

Für die vorliegende Untersuchung wurden ganz unterschiedliche Quellen herangezogen. Es wurde auf gedruckte und ungedruckte, publizierte wie unveröffentlichte Dokumente zurückgegriffen. Mit der im Anhang erstellten Publikationsliste Hans Blüher liegt ein komplettes Werkverzeichnis vor, das weitere Forschungen zur Person und zum Werk Blüher vereinfachen wird.¹¹⁴ Weiterhin wurde der gesamte Nachlass Blüher eingesehen, der mit dreizehn Kästen in relativ großem Umfang in der Handschriftenabteilung der *Staatsbibliothek Berlin Preußischer Kulturbesitz* archiviert ist. Er umfasst persönliche Dokumente ebenso wie Photos und eine verzweigte Korrespondenz, die es ermöglichte, die Netzwerke, in denen Blüher sich

¹¹⁰ So schrieb Theweleit 1978, dass „eine Verbindung vom >homosexuellen Verlangen< zu einigen der von Blüher beschworenen Eigenschaften des männerliebenden >freien Männerhelden< des Wandervogels, der deutschen Jugendbewegung oder auch der SA“ nicht von der Hand zu weisen sei. (Theweleit (1990) [1978], 309) Weitere Rekurse auf Blüher finden sich ebenda, 315f. u. 335; kritisch dazu Reichardt (2004).

¹¹¹ Sombart (1997) [1991], 207.

¹¹² http://people.freenet.de/zinn/weltwoche_haider_homo.htm (abgerufen am 10.10.2003).

¹¹³ http://people.freenet.de/zinn/taz_nazi_homo.htm (abgerufen am 10.10.2003).

¹¹⁴ Eine annotierte und kommentierte Biobibliographie der Werke Blüher liegt seit 2004 im Selbstverlag des Hamburger Historikers Bernd-Ulrich Hergemöller vor, ist jedoch derzeit nicht über den Buchhandel zu beziehen. Vgl. Hergemöller (2004).

bewegt hat, zu analysieren. Hier finden sich überdies unveröffentlichte Manuskripte Blüher's und eine Reihe von Zeitungsausschnitten und Rezensionen zu seinen Schriften, die im Rahmen dieser Arbeit bis 1920 ausgewertet, die jedoch über dieses Jahr hinaus bis in die Gegenwart erstmals so vollständig wie möglich aufgenommen wurden.

Ein anderer Teil des Blüher-Nachlasses befindet sich im *Archiv der deutschen Jugendbewegung* in Witzenhausen. Auch er wurde eingesehen und konnte in die Untersuchung einfließen. Hier fanden sich weitere Rezensionen, ein Tagebuch Blüher's und eine Reihe von Notizen von Zeitzeugen aus der ehemaligen Wandervogelbewegung zur Person und zu den Wandervogelschriften Blüher's.

Neben den leichter zugänglichen Schriften anderer Männerbundtheoretiker, wurden auf breiter Basis Zeitschriften ausgewertet, sowohl aus dem Umfeld der Homosexuellenemanzipation wie aus der Jugendbewegung und einschlägige Fachzeitschriften aus Medizin, Sexualwissenschaften und Psychoanalyse, aber auch aus Kultur und Politik. Schwer zugänglich war die von Adolf Brand herausgegebene Zeitschrift des maskulinistischen Flügels der Homosexuellenbewegung *Der Eigene*. Während einige Ausgaben sich im Berliner *Museum für schwule Geschichte* finden ließen, war Marita Keilson-Lauritz so freundlich, mir Kopien einiger seltener, aber politisch relevanter Hefte zukommen zu lassen.

5. Aufbau der Arbeit

Die Arbeit folgt sowohl einem chronologischen wie systematischen Aufbau. Sie beginnt mit einer Darstellung der Neuerungen im Geschlechterverhältnis um die Jahrhundertwende. Zum einen trat die Frauenbewegung verstärkt mit Forderungen hervor, zum anderen formierte sich zu dieser Zeit eine breite antifeministische Abwehrbewegung. Mit dem dritten Kapitel wendet sich die Untersuchung einem markanten Ausgangs- und Bezugspunkt des männerbündischen Diskurses zu: der Schrift des Schweizer Rechtshistorikers Johann Jakob Bachofen über *Das Mutterrecht* von 1861. Etwa zeitgleich mit Karl Marx' Interpretation der Geschichte als Abfolge von Klassenkämpfen entwarf Bachofen eine Urgeschichte der Menschheit als Geschlechterkampf. Sein monumentales Werk formulierte die provokative These vom matriarchalen Ursprung der Menschheit und inspirierte nicht nur linke Theoretiker zu einer rückwärtsgewandten Utopie der Geschlechtergleichheit, sondern provozierte auch geschlechter- und sozialhierarchische Gegenutopien, was Bachofens *Mutterrecht* zu einem Schlüsseltext im Kontext des Männerbunddiskurses macht.

Die erste deutsche Monographie über den Männerbund wurde von dem Bremer Ethnologen Heinrich Schurtz als expliziter Gegenentwurf zur These von einem ursprünglichen „Matriarchat“ verfasst, der im Abschnitt 3.2 analysiert wird. Hier

wird gezeigt, wie die Polarität der zwei Geschlechter, die bei Bachofen auch als innerpsychischer Dualismus auftrat, von Schurtz in die binäre Anordnung von zwei sozialen Gruppen überführt wurde. Nicht mehr Mann und Frau, Mutterrecht und Vaterrecht stehen einander gegenüber, sondern Männerbund und Familie. Während Bachofen die Geschlechterverhältnisse der Urzeit aus archäologischen Befunden und archaischen Mythen herauslas, legitimierte Schurtz seine Forschung über die Beobachtung des Verhaltens indigener Gruppen.

Parallel zum ethnologischen Diskurs wurde in der Medizin – und speziell in der sich neu herausbildenden Sexualwissenschaft – das Geschlechterverhältnis zu einem brennenden Thema, das im vierten Kapitel behandelt wird. Über den Rekurs auf medizinische und sexualpathologische Parameter etablierte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine relativ fixe Trennlinie nicht nur zwischen männlichen und weiblichen Menschen, Gesunden und Kranken, sondern auch zwischen „Normalen“ und „Anormalen“. Sexualität wurde zur Chiffre der Persönlichkeit und schien zugleich enorme Auswirkungen auf den Untergang oder den Aufstieg der Bevölkerung zu haben. Gerade dies ließ Sexualität zu einem brisanten Thema politischer Operationen, ideologischer Kampagnen und ökonomischer Eingriffe werden. Wie herausgearbeitet wird, garantierte „gesunde“ Sexualität nicht nur die männliche kulturschaffende Arbeitskraft und die weibliche Reproduktionsleistung, sondern auch die Stabilität von politischer und kultureller Ordnung (vgl. Kapitel 4.1).

Während die potentiell immer schon deviante Sexualität der Frau Gegenstand ausufernder Diskurse wurde, umgab die „normale“ männliche Sexualität ein diskretes Schweigen. Erst auf dem Umweg über die Konstruktion des „Onanisten“ und ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts auch über die Figur des „Homosexuellen“ wurde das herausgeschält, was unter normaler und damit auch gesunder, sozial funktionaler Männlichkeit zu verstehen war. Wie das Kapitel 4.2 zeigt, entzündeten sich an der Figur des männlichen „Homosexuellen“, der als geschlechtlicher Zwitter mit männlichem Körper und weiblicher Seele aufgefasst wurde, nicht nur grundlegende Fragen nach dem Verhältnis von Natur und Kultur, sondern auch nach den „natürlichen“ Grenzen zwischen den Geschlechtern selbst. So tauchte im sexualwissenschaftlichen Diskurs die Frage in analoger Form wieder auf, die schon Bachofen gestellt hatte: Wie eine Verweiblichung des Mannes und eine damit einhergehende Auflösung polarer Geschlechtergrenzen zu bewerten bzw. zu bekämpfen und zu verhindern sei.

Gegen die Akzeptanz einer durch Magnus Hirschfeld popularisierten (Selbst-)Beschreibung als „drittes Geschlecht“, die männliche Homosexualität in erster Linie als Verweiblichung interpretierte, regte sich ab der Jahrhundertwende Widerstand in den eigenen Reihen. Die Maskulinisten wollten vielmehr über die Betonung ihrer Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht und dessen besondere Leistungen für den Staat eine kulturelle Höherwertigkeit mannliebender Männer postulieren. Statt in erster Linie auf (biologisch legitimierte) gleiche Rechte zu setzen, zielten maskulinistische Positionen, wie dieser Abschnitt der Arbeit zeigt, auf eine Kulturrevolution, um

das als feministisch und später auch als „semitisch“ diagnostizierte Zeitalter zu beenden, die männlichen Werte und Tugenden der „germanischen Rasse“ zu stärken und eine neue männlich dominierte Welt durch die Renaissance antiker (erotischer) Männerfreundschaften und Männerbünde zu restituieren.

Die im 19. Jahrhundert hervorgebrachte homosexuelle Identität wurde von den Maskulinisten einerseits adaptiert und hegemonial gewendet, hin zu einer Sonderidentität des „Supervirilen“. Andererseits gab es Versuche, die negativen Zuschreibungen von Homosexualität zu unterlaufen und das Normalspektrum viriler Männlichkeit derart zu erweitern, dass es auch Homosexuelle zu inkludieren vermochte. Dabei wurden Männlichkeit, soziale Integration und Normalität zu einer Argumentationsstruktur verknüpft, die zugleich versuchte, Normalität selbst neu zu figurieren: als männliche Sozialität. So entstanden um die Jahrhundertwende in verschiedenen Diskursen zeitgleich ganz ähnliche logische Verbindungen von Männlichkeit und Sozialität als neue männerbündische Theorien. Die strukturellen Äquivalenzen verschiedener Diskursstränge verwiesen wechselseitig aufeinander und zitierten und beglaubigten sich gegenseitig.

Damit lagen in verschiedenen diskursiven Feldern die Elemente bereit, die, wie in Kapitel sechs gezeigt wird, Blüher 1912 nutzte, um ein aktuelles und brisantes Phänomen seiner Zeit zu erklären: die Jugendbewegung. Indem er als erster und zugleich als Zeitzeuge dieses Phänomen aufgriff, darstellte und deutete, schuf er einen Bezugs- und Interpretationsrahmen, an dem sich die folgenden Generationen von Wandervögeln und jugendbewegten jungen Menschen abarbeiteten. Seine Erklärung der Wandervogelbewegung als „erotisches Phänomen“ kombinierte nicht nur Elemente aus Texten von Schurtz, Maskulinisten wie Friedlaender und Jaeger, sondern hob die Verbindung von Männlichkeit und Sozialität aus dem diskursiven Umfeld der Ethnologie, Sexualwissenschaften und der Homosexuellen-Emanzipation in den der Pädagogik, (Jugend-)Kultur und Politik.

Das Kapitel fünf macht deutlich, dass eine solche diskursive Verschiebung nicht im selben Maße möglich und für die Zeitgenossen glaubwürdig gewesen wäre, wenn nicht zuvor eine Reihe von Skandalen im Umfeld Wilhelm II. für eine enorme Popularisierung und Verbreitung des Wissens über Homosexualität und eine Verschränkung des sexualwissenschaftlichen Spezialdiskurses mit dem politischen Alltagswissen vom Männerbund gesorgt hätten. Die im medizinischen Diskurs verbreitete Vorstellung vom effeminierten Charakter des Homosexuellen wurde über die Kritik am angeblich homosexuellen adeligen Beraterkreis Kaiser Wilhelms mit einem Angriff auf eine zu „weiche“ Regierungspolitik verknüpft. Das fünfte Kapitel legt überdies dar, wie die Aufdeckung und Thematisierung homosexuellen Begehrens im Führungskreis um den Kaiser zu einer diskursiven und juristischen Strategie werden konnte, bestimmte Form der Politik entlang geschlechtlicher Codes zu kritisieren: als fehlende Männlichkeit des Staates. Die politischen Skandale führten zu einer folgenreichen Konkretisierung der diskursiven Verknüpfung von (Homo-)Sexualität,

Männerbund und Politik. Sie waren auch der Anstoß für eine Diskursivierung von Homosexualität in der Wandervogelbewegung und bildeten nicht zuletzt die Initialzündung für Blüher's breit rezipierte sexualwissenschaftliche Theoretisierung des staatstragenden Männerbunds.

Als ehemaliger Wandervogel wollte Blüher mit seiner männerbündischen Deutung des Wandervogel-Phänomens auf brennende Probleme der Jugendbewegung antworten, die im Mittelpunkt von Kapitel sechs stehen: auf die „Mädchenfrage“, d.h. die Frage der Integration von Mädchen in die Bewegung, auf das „Rätsel“ männlicher Homosexualität, welches im Anschluss an den Eulenburg-Skandal für neue Selbstbefragungen der männlichen Jugendlichen im Wandervogel sorgte, aber auch auf das „Führerproblem“ und den Generationenkonflikt.

Der Generationen- und Geschlechterkonflikt sowie die Frage nach normaler Männlichkeit und der ‚richtigen‘ Regierungsform bewegte nicht nur die Wandervogelbewegung, sondern auch die Wilhelminische Gesellschaft insgesamt. Insofern lässt sich die Wandervogelbewegung auch als eine Art Mikrokosmos deuten, in dem die bürgerliche überwiegend männliche Jugend spielerisch Lösungsmodelle für gesamtgesellschaftliche Probleme erprobte und bestimmte Verhaltensweisen einübte. Durch die hier vollzogene Einbeziehung biographischer Elemente aus dem Leben von Hans Blüher lässt sich exemplarisch zeigen, wie Macht- und Wissensdiskurse bis in die persönlichen Erlebnisse und Techniken der Selbstkonstitution hinein wirksam wurden. Über den Wandervogelführer Wilhelm Jansen lernte Blüher die diskursiven Strategien der Homosexuellenemanzipation und ihre Vertreter kennen sowie die aufkommende psychoanalytische Theorie. Es zeigt sich, dass er sie nutzte, um für seine persönlichen Erlebnisse neue Begriffe und Erklärungen zu finden.

Das siebte Kapitel analysiert ausführlich Blüher's Sexualtheorie sozialer Bindungen, die den Mann erneut zum alleinigen Träger des Staates machen wollte. Es zeigt sich, dass diese auf Elemente des männerbündischen Diskurses, wie er sich in Ethnologie, Sexualwissenschaft und im Kontext der Homosexuellen-Emanzipation formiert hatte, zurückgriff und sie zu einer kohärenten Theorie verknüpfte, die vor allem durch ihre Integration neuer psychoanalytischer Theoreme Sigmund Freuds innovativ war.

Dass sie den wissenschaftlichen Standards seiner Zeit durchaus entsprach, machen die zustimmenden Rezensionen aus medizinischen und psychoanalytischen Fachkreisen deutlich, die im Fokus des achten Kapitels stehen. Indem Blüher's Männerbundtheorie über die wissenschaftlichen Effekte hinaus die Probleme und Gefühle seiner Generation traf und somit anschlussfähig an diskursiv produzierte Wahrheiten war, konnte sie öffentlich wirksam werden und ihrerseits auf die Wissens- und Machtdiskurse zurückwirken, sie modifizieren und verändern. Die Arbeit zeigt, auf welche Weise Blüher's Ideen dazu beitrugen, die Gefühle seiner Generation in beschreibbare kollektive „Erfahrungen“ zu verwandeln. Die völkischen Reaktionen auf Blüher's Thesen provozierten diesen zu einer öffentlichen Profilierung als „echter Germane“ und leiteten seine Entwicklung zum Antisemiten

ein. Wie es genau zu dieser antisemitischen Wende kommen konnte, die sich bemerkenswerterweise bereits vor dem Ersten Weltkrieg im Kontext der Jugendbewegung vollzog, wird im letzten Abschnitt des achten Kapitels ausführlich dargelegt.

Während des Ersten Weltkriegs erweiterte Blüher seine Theorie vom Männerbund in zwei voluminösen Bänden (1917 u. 1919), wie im abschließenden neunten Kapitel gezeigt wird. Diese Monographien über *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft* waren die erfolgreichsten Publikationen Blühers, die über Jugendbewegung und Sexualwissenschaften hinaus nun Resonanz in einer breiteren kulturellen Öffentlichkeit fanden. Sie sollten nicht nur viele junge Männer der bündischen Jugend faszinieren, sondern auch im politischen Kreis der *Konservativen Revolution* einflussreich werden. Das Kapitel zeigt, inwiefern Blühers Schriften nicht nur die engen Bindungen der männlichen Jugendlichen in der Wandervogelbewegung zu erklären versuchten, sondern darüber hinaus eine allgemein gültige Sexualtheorie der Gesellschaft entwarfen, die dem Mann eine übergeordnete Bedeutung für den politischen Raum zuwies. Da alle zentralen Elemente des männerbündischen Diskurses, wie die Arbeit zeigt, bereits vor dem Ersten Weltkrieg entwickelt wurden, werden in diesem Kapitel nur noch Veränderungen und Verschiebungen skizziert. Diese manifestieren sich in einer Tendenz weg von den Sexualwissenschaften hin zu einer Ästhetik und Metaphysik des Eros. Dass diese Sexualtheorie der Gesellschaft über die Exklusionen von Frauen und ab dem Ersten Weltkrieg verstärkt auch über die Abgrenzung von Juden erneut eine hegemoniale Position für den Mann einklagte, machte sie für viele Zeitgenossen attraktiv und erklärt nicht zuletzt die große Resonanz, die sie erhielt.

Im Schlusskapitel werden exemplarisch zwei unterschiedliche Resonanzen in der Weimarer Republik und zu Beginn des „Dritten Reichs“ auf die Männerbundtheorien analysiert: eine liberale Variante, die zeigt, warum der Widerstand gegen den männerbündischen Diskurs so schwierig war und letztlich wirkungslos blieb, steht neben der erfolgreicheren Aneignung des gesamten männerbündischen Diskursfeldes durch die Nationalsozialisten am Beispiel der Schriften Alfred Bäumlers.